

# Einleitung.

---

Schon bei Vollendung des ersten Bandes von Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern hegte der Herausgeber Bedenken, ob es möglich sein werde, in einem zweiten Bande von ähnlichem Umfang die Publikation zu Ende zu führen; doch war noch nicht genauer zu übersehen, wie weit sich durch Wiedergabe der Briefe im Auszug eine Reduktion erzielen lassen würde. Schon bald nach Beginn der Bearbeitung der Fortsetzung ergab sich aber die unabweisliche Notwendigkeit, sie in zwei Teile zu zerlegen, in der Weise, dass dem II. Band die Korrespondenz vom Amtsantritt des Johannes Fabricius bis zu seinem Tode und dem III. die Fortsetzung und der Schluss bis zum Tode Bullingers zugewiesen wurde.

Bei dem ausserordentlichen Umfang, den der Briefwechsel Bullingers mit Johannes Fabricius erreicht hat, ist der vorliegende Band gewissermassen eine Sonderausgabe dieser Korrespondenz geworden, der zur Vervollständigung andere gleichzeitige Briefe beigegeben sind. In der Art der Bearbeitung unterscheiden sich Band II und III von ihrem Vorgänger dadurch, dass die Briefe nicht mehr durchwegs in extenso mitgeteilt, sondern nach Möglichkeit Kürzungen vorgenommen und blosse Regesten gegeben worden sind, in denen Nebensächliches (Anrede, Grüsse, Adresse etc.) ganz weggelassen, minder Wichtiges nur im Auszug wiedergegeben ist und bloss die nach irgendwelcher Richtung besonderes Interesse bietenden Abschnitte im Wortlaut aufgenommen sind. Ob dabei in der Auswahl stets das Richtige getroffen worden ist, werden die Leser entscheiden müssen. Auf solche Weise ist es gelungen, gegen 900 Briefe (die Beilagen miteingerechnet) in einem Bande zu vereinigen, d. h. eine etwa doppelt so grosse Zahl, als der erste Band enthält.

Im übrigen gilt auch für diese Fortsetzung, was im Vorwort zum ersten Band bemerkt worden ist. Den Vorständen des Staatsarchivs und der Stadtbibliothek in Zürich bezeugt der Herausgeber für ihr Entgegenkommen auch diesmal den wärmsten Dank und nicht minder Herrn Dr. Hermann Wartmann für die Sorgfalt, mit der er sich der Durchsicht der Korrekturbogen unterzogen hat.

\* \* \*

Im folgenden sind nach Analogie des ersten Theiles wieder nähere Angaben gemacht über die Persönlichkeiten, deren Briefwechsel mit Bullinger in diesem Bande zur Veröffentlichung gelangt. Naturgemäss treten auch hier die übrigen Briefschreiber, soweit sie nicht schon früher besprochen worden sind, hinter Fabricius weit zurück. Die Ungleichmässigkeit, welche darin liegt, dass nicht auch ein Abschnitt über Bullinger selbst eingefügt ist, soll im Schlussband durch eine zusammenfassende Übersicht über seine Beziehungen zu den Graubündnern und seinen Einfluss auf die Reformation des Bündnerlandes ausgeglichen werden.



## Johannes Fabricius Montanus.<sup>1)</sup>

Johannes Fabricius war seiner Abstammung nach ein Elsässer aus Bergheim. Dort wurde er im Herbst 1527 dem Metzger und spätern Spitalmeister Jakob Schmid geboren als dritter Sohn aus seiner Ehe mit Klara Jud, einer Schwester von Leo Jud, dem treuen Gehilfen und Mitarbeiter der Zürcher Reformatoren, der selbst aus Gemar bei Rappoltswiler stammte und ein Sohn des Priesters Johannes Judä und seiner Köchin Elsa Hochsängin von Soloturn war. Kurz vor der Geburt ihres Sohnes Johannes hatte Klara Schmid ihren Bruder in Zürich besucht, und in diesem Zusammentreffen, dass ihn die Mutter in ihrem Schosse zum ersten Mal nach Zürich getragen hatte, sah Fabricius später eine Vorbedeutung für sein ganzes Leben. Aus seinen Kindesjahren erzählt er selbst in der Schrift „Von der göttlichen Vorsehung“ ein Erlebnis, durch das schon früh in ihm die Frömmigkeit geweckt wurde. Er wollte einmal an einem Ziehbrunnen den Eimer erfassen und stieg, um ihn zu erreichen, auf den Brunnenrand. Als er aber jetzt nach dem Eimer griff, wich dieser zurück, und der Knabe verlor den Halt und stürzte in die Tiefe. Gerade am vorangehenden Tage war einer der Balken, welche die Brunneneinfassung bildeten, hinabgefallen, und es erschien daher als ein wahres Wunder, dass der kleine Johannes sich nicht im Sturz an dem Balken den Kopf zerschmettert hatte, sondern rittlings auf ihn zu sitzen gekommen war und so ohne Gefährde warten konnte, bis die Eltern und Nachbarn ihm zu Hilfe kamen.

---

<sup>1)</sup> Vgl. die Darstellung im Zürcher Taschenbuch 1904, S. 253–310. Die hauptsächlichsten schon dort zu Grunde gelegten Quellen ausser den Briefen des vorliegenden Bandes sind enthalten in Band III der *Miscellanea Tigurina*, nämlich eine von Fabricius selbst verfasste Vita in Prosa S. 373 ff. und die anschliessende Vita in Versen S. 396 ff. samt den Anmerkungen des Herausgebers (Ulrich) und den Angaben, die Johannes Jud in der Biographie seines Vaters Leo Jud (ebenda S. 1 ff.) über Fabricius beifügt (S. 14–26).

Erst sieben Jahre alt wurde Fabricius, um unter der Obhut des Oheims die Studien zu beginnen, von seiner Mutter zu Leo Jud nach Zürich gebracht, wie vor ihm schon die beiden älteren Brüder und zwar zuerst der zweitjüngste, der einen geweckten, lebhaften Geist zeigte, aber früh starb, darauf der älteste, der jedoch keine Neigung für das Studium an den Tag legte und sich nachmals dem Steinmetzberuf zuwandte, auch Tüchtiges darin geleistet haben soll. Mit dem ältesten Sohn Leo Juds, der auch Johannes hiess und fast im gleichen Alter stand, besuchte nun Fabricius eine zeitlang die zürcherische Schule. Doch machte sich bald bei den Eltern der Wunsch geltend, ihren jüngsten Sohn etwas mehr in der Nähe zu haben, und sie brachten ihn in Basel im Hause Hans Heinrich Winkelis unter, der mit Leo und Klara Jud durch ihre Mutter verwandt war. Winkeli, ehemals Vogt zu Falkenstein und Fähnrich der Soloturner in der Schlacht bei Dornach, einer jener reformierten Soloturner, die 1533 des Glaubens wegen ihre Heimat hatten verlassen müssen, war nach Basel übergesiedelt und gründete da 1537 mit einem Leidensgenossen, Wolf Fries, eine Druckerei<sup>1)</sup>; Bullinger scheint ihn wegen seiner Glaubensstreue sehr geschätzt zu haben, da er ihm die Schrift „Der alte Glaub“ widmete. Der einzige für die Studien bestimmte Sohn Winkelis war in Paris durch einen Unfall in der Seine umgekommen, und die verwaisten Eltern wünschten, als Trost und Ersatz für den Verlorenen den Sohn ihrer Verwandten zu sich zu nehmen. In Basel besuchte Fabricius die Schule des Magisters Hugwald und wohnte 1536 dem Leichenbegängnis des Erasmus von Rotterdam bei. Wahrscheinlich im Sommer 1537 wurde er nach Strassburg gesandt auf den Wunsch des Oheims, der von Butzer vernommen hatte, dass eine neue Schule eingerichtet werden solle, die durch Einteilung in bestimmte Klassen einen wohlgeordneten Studiengang ermögliche. Doch war bei Ankunft des Knaben das Gymnasium noch nicht eröffnet, sodass er nun bei Petrus Dasy-podius in die Schule ging und daneben von Butzer selbst im Lateinischen unterrichtet wurde, der ihm die Andria des Terenz erklärte. Wohl schon damals hat Capito in Gegenwart Butzers, wie Fabricius selbst berichtet, den einfachen Hans Schmid von Bergheim

---

1) Vgl. Winkeli an Vadian, 24. Februar und 29. Juni 1537, Vadian. Briefsammlung V, Nr. 945 und 965.

zum Johannes Fabricius Montanus umgetauft. Auch der Aufenthalt in Strassburg war aber nicht von langer Dauer, da der Knabe schon nach einem Vierteljahr infolge Krankheit die Heimat sufsuchte. Mehr als ein Jahr blieb er bei den Eltern und half ihnen im Hauswesen, ohne eine Schule zu besuchen; doch hielt ihn die Mutter an, täglich einen Abschnitt aus der lateinischen Bibel in Vergleichung mit dem deutschen Texte einzuüben, und prüfte am Abend, ob er auch seine Aufgabe recht gelernt habe. Sie sah aber ein, dass die Schule dadurch auf die Dauer nicht ersetzt werden könne, und beriet sich gelegentlich mit Winkeli. Dieser scheint zunächst den jungen Verwandten wieder zu sich genommen zu haben, traf dann aber eine Vereinbarung mit Butzer und Capito, denen auch Leo Jud den Neffen empfahl. Doch der neue Aufenthalt in Strassburg, in Butzers Haus, sagte dem Schüler nicht zu. Er klagte schon nach kurzer Zeit in einem Brief an seinen Beschützer, dass er durch das „hußvolck“ gar übel am Studieren gehindert werde, und kehrte offenbar auf eigene Faust in die Heimat zurück. Winkeli, der davon nichts wusste, hatte unterdes den Rat Leo Juds eingeholt, und da dieser wünschte, dass Johannes, „diewyl er so ein gschwinden kopff zu lernen hat“, zu ihm gesandt werde, ermahnte Winkeli die Eltern, diese gute Gelegenheit nicht zu versäumen.<sup>1)</sup>

So kam Fabricius wieder nach Zürich, das ihm fortan zur zweiten Heimat werden sollte; er dürfte damals etwa elf und ein halb Jahre alt gewesen sein. Was durch den unregelmässigen Gang seiner bisherigen Studien versäumt worden sein mag, wurde nun wieder eingeholt. Leo Jud hielt ihn wie ein eigenes Kind und sandte ihn nicht zur Schule, sondern unterwies selbst mit seinem eigenen etwas jüngeren Sohn Johannes auch den Neffen im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen während etwa drei Jahren. Jedoch im Juni 1542 starb Leo Jud, der schon seit 1540 gekränkelt hatte, und Fabricius verlor in ihm „die Leuchte seines Lebens“.<sup>2)</sup> Die Vettern wurden nun getrennt. Johannes Jud fand Aufnahme im Fraumünster-

<sup>1)</sup> Winkeli an Klara Schmid, 12. November 1538 (Stadtbibliothek Zürich, Simmlersammlung). — *Miscell. Tig.* III, 15.

<sup>2)</sup> „Sic nihil in terris firmum manet omnibus horis.

Invida dilectum fata tulere senem,

Qui mihi dux vitæ, qui fax erat atque minister.

Hæc fuit ingenii prima ruina mei.“ *Miscell. Tig.* III, 398.

kollegium und ein jüngerer, erst siebenjähriger Sohn, Dietrich, im folgenden Jahr in der Schule zu Kappel. Den Neffen aber, der keinen Beistand hatte und dem auch der eigene Vater nichts geben konnte, behielt die Witve gleich den Töchtern Elisabeth und Susanna bei sich, „dieweil sy sach, da er niemanß hat und aber ein herrlich ingenium und erlich gmüet.“<sup>1)</sup> Noch in seinen letzten Tagen hatte der Verstorbene ihn gleich seiner Frau und seinen eigenen Kindern den um sein Lager versammelten Freunden warm empfohlen, und auf ihre Fürsprache erhielt auch Fabricius bald ein Stipendium von zehn Gulden. Auf Neujahr 1543 aber wurde der junge Student, der offenbar sehr gute Fortschritte gemacht hatte, zum Lektor in der zweiten Klasse der Grossmünsterschule ernannt und gleichzeitig sein Stipendium auf fünfzehn, später auf zwanzig Gulden erhöht. Er scheint darauf kurze Zeit, wohl im Winter 1543/44, in Basel studiert zu haben und war der Hausgenosse des Myconius. Im Mai 1544 unterwarf er sich in Zürich dem Examen, klagte aber, er habe aus Befangenheit schlecht geantwortet.<sup>2)</sup> Wahrscheinlich nach dem Examen unternahm er mit seinem Vetter im gleichen Jahre eine Reise nach der Heimat und lernte dabei das ganze Elsass kennen.<sup>3)</sup> Dann mag er wieder in seine Stellung als Lektor am Grossmünster zurückgetreten sein, bis im Herbst 1545 der Rat ihn mit Rudolf Funck, Heinrich Hintermeister und Karl Schweningen „gen wandlen“ nach Marburg schickte, damit er dort seine Studien abschliesse.

Die Ankunft der drei Studenten fiel gerade in die Zeit des braunschweigischen Krieges, und sie wurden Zeugen, wie die beiden Herzoge, Vater und Sohn, vom Landgrafen gefangen eingebracht wurden. Über die Reise und die begonnenen Studien erstattete

---

1) Johannes Jud, *Miscell. Tig.* III, 16.

2) Fabricius selbst berichtet in den *Vitæ* von diesem Aufenthalt in Basel merkwürdigerweise nichts, ebenso nicht sein Vetter Johannes Jud, obwohl dieser 1542—1544 in Basel weilte. Doch dürfen gleichwohl die Äusserungen über einen Johannes Fabricius, die Myconius in Briefen an Bullinger vom 21. Mai und 24. Juni 1544 (*Staatsarchiv Zürich*, E II 336, 202 und 204) tut, auf unsern Fabricius bezogen werden. Er stellt ihm ein Zeugnis seines Wohlverhaltens aus („*Bonus est, placidus et qui vivere possit cum quovis sine eius molestia*“) und empfiehlt, ihn Lehrer werden zu lassen.

3) *Miscell. Tig.* III, S. 3.

Fabricius für sich und die Kameraden Bullinger im September Bericht. Sie hörten Rhetorik bei Reinhard Hadamarius, Hebräisch bei Wigand Happelius, Erklärung des Hebräerbriefes bei Andreas Hyperius und Lektüre Heliodors bei Lonicerus. Kost hatten sie bei einem geachteten Stadtbürger, einem ehemaligen Propst, gefunden, zu 24 Gulden im Jahr, und wohnten bei ihrem Lehrer Happelius.<sup>1)</sup>

Fabricius benützte die Zeit des Marburger Aufenthaltes aufs eifrigste für die Studien; denn angesichts so vieler gelehrter Studenten, Magister, Professoren und Doktoren kam er sich gar ungeschickt vor und schämte sich seiner mangelhaften Kenntnisse. Namentlich die Poesie, worin er bisher wenig bewandert war, wurde von ihm mit Vorliebe gepflegt, und es kam ihm sehr zu statten, dass er in zwei Studenten, in Petrus Lotichius (Lotz), zum Unterschied von seinem gleichnamigen Oheim, dem Abt von Schlüchtern in Hessen, Secundus geheissen, der später als Arzt, noch mehr aber als Dichter grossen Ruhm gewann, und in Johannes Altus von Frankenberg in Hessen, für die Dichtkunst begeisterte und mit ihren Geheimnissen wohlvertraute Lehrmeister fand. Besonders Lotichius nahm sich des ein Jahr älteren Freundes an und wurde in seinen Bemühungen durch dessen jetzt zu Tage tretende natürliche Anlage unterstützt. Auch in die Botanik scheint er Fabricius eingeführt und überhaupt in ihm das Interesse für die Naturwissenschaften im allgemeinen und die Medizin geweckt zu haben, das in späterer Zeit sich deutlicher zu erkennen gab.

So fleissig aber die jungen Zürcher Studenten ihren Studien oblagen, waren sie doch gelegentlichen Unterbrechungen nicht abhold. So folgten sie bei Ausbruch des schmalkaldischen Krieges zu Anfang des Sommers 1546 mehrere Tage dem Heere des Landgrafen, kamen bis nach Nürnberg und lernten auf diesem Zuge das ganze Frankenland kennen. Im Spätherbst des gleichen Jahres aber leisteten Fabricius und Funck, von Melanchthons Ruhm ange lockt, einer Aufforderung der nach Wittenberg übergesiedelten Freunde Lotichius und Altus Folge und zogen mitten in den Kriegswirren, als Herzog Moritz schon das Land seines Veters besetzt hielt, nach dieser Stadt, die sie ungefährdet erreichten und trotz der kriegerischen Vorbereitungen unangefochten betreten durften.

<sup>1)</sup> Fabricius an Bullinger, 22. Sept. 1545 (Simmlersammlung).

Sie kamen gerade noch zu rechter Zeit; denn schon waren die meisten Professoren geflohen und auch Melanchthon und die beiden Freunde im Begriff abzuziehen. Der berühmte Gelehrte unterhielt sich längere Zeit mit den Zürcher Studenten, klagte über die bösen Zeiten und erkundigte sich nach Bullinger und Pellican. Nach zweitägigem Beisammensein verliessen alle miteinander die Stadt, Melanchthon und die beiden Deutschen, um nach Magdeburg zu flüchten, die Schweizer, um nach Marburg zurückzukehren. Sie gaben den Freunden noch eine Strecke weit das Geleit und zogen dann nach tränenreichem Abschied Leipzig zu. Ein mehrtägiger Aufenthalt wurde hingbracht mit dem Besuch von Vorlesungen des Joachim Camerarius und anderer berühmter Lehrer, unter denen besonders der Professor der griechischen Sprache, Wolfgang Sybotus, sich sehr freundlich zeigte. Mit Beginn des Winters trafen die beiden wieder in Marburg ein, um nach dem Geheiss der Behörden mit diesem Wintersemester ihre Studien abzuschliessen.

Ungern leistete Fabricius im Frühjahr der Rückberufung Folge. Er wurde nun zum Provisor an der Grossmünsterschule ernannt und hatte als solcher seinen einstigen Lehrer Johannes Fries zu vertreten, zugleich aber die Kirche in Schwamendingen zu versehen. Im Predigtamt war er nicht mehr ganz ungeübt, sondern hatte an der gleichen Kirche schon mehrere Jahre vorher die ersten Versuche gemacht, als sein Vorgänger in der Provisorstelle, der Bündner Johannes Pontisella, sich zur Übersiedlung nach Cur rüstete, um dort die Leitung der Nikolaischule zu übernehmen. Im Herbst nach seiner Rückkehr (1547) verheiratete sich Fabricius mit Katharina Stutz, einer Tochter des Kaplans am Grossmünster, Ulrich Stutz. Sein Freund Johannes Altus wohnte der Hochzeit bei und besang hernach die Feier in einem hübschen Gedichte<sup>1)</sup>, aus dem sich ergibt, dass Bullinger selbst für den Neffen seines Leo Jud den Freierwerber machte, auch bei der Hochzeit Vaterstelle vertrat und das jugendliche Paar einsegnete. Die Ehe wurde aber schon nach etwa einjähriger Dauer wieder aufgelöst, indem die junge Frau bei der Geburt des ersten Töchterchens starb und dieses ihr nachfolgte. Seinem Schmerz liess der betrübte Gatte in mehreren Gedichten

---

<sup>1)</sup> Fabricius nahm es später in die Sammlung seiner eigenen Dichtungen auf, s. u. S. XVI.

Ausdruck. Er wurde jetzt für einige Zeit der Hausgenosse Konrad Pellicans und führte ein stilles, eingezogenes Leben, sich ganz den Studien widmend. Für die in so trauriger Zeit ihm gewährte Gastfreundschaft stattete er beim Tode des verehrten Mannes den Dank ab, indem er bei der Leichenfeier eine Gedächtnisrede hielt; sie wurde später gedruckt und ist deshalb wertvoll, weil die Angaben aus dem Leben des Verstorbenen auf dessen persönliche Mitteilungen zurückgehen.<sup>1)</sup>

Nach etwa zweijährigem Witwertum verheiratete sich Fabricius zum zweiten Mal mit Agathe, einer Tochter des Professors der griechischen Sprache, Rudolf Collin (am Büel), und wurde jetzt auf das Neujahr 1551 nach dreiundeinhalbjährigem Schul- und Kirchendienst vom Rat zum Pädagogus (Zuchtmeister) an der Fraumünsterschule befördert.<sup>2)</sup> Er stand als solcher dem mit der Schule verbundenen Alumnat vor und hielt unter den Zöglingen gute Zucht. Die treuen Dienste, welche er in dem früheren Amt und während sechs Jahren als Zuchtmeister der zürcherischen Schule und Kirche leistete, fanden grosse Anerkennung seitens der Behörde, die sie mit Verleihung des Bürgerrechtes belohnte<sup>3)</sup> und ihrer weiter zu gedenken versprach. Fabricius gab, während er Pädagogus war, seinem früheren Lehrer Andreas Hyperius in einem ausführlichen Schreiben genaue Auskunft über die Einrichtung der zürcherischen Schulen, die er aus eigener Praxis von Grund aus kannte.<sup>4)</sup> Er hatte danach

1) Vgl. das Chronikon des Konrad Pellikan (herausgeg. von B. Riggenbach) S. 178 und Einleitung S. XI. Die Rede wurde von Fabricius 1562 für den Druck überarbeitet und mit einer Vorrede an Pellicans Enkel Konrad versehen (vgl. Fabricius an Bullinger, 25. Jan. 1563), aber erst 1608 in Marburg durch Raphael Egli herausgegeben unter dem Titel: „Historica Iohannis Fabricii Montani oratio, qua et vita reverendi in Christo patris Conradi Pellicani et brevis temporis illius res continentur“; sie ist auch Miscell. Tig. III, 413 ff. abgedruckt. Die Vorrede datiert vom 1. Januar 1563.

2) U. Ernst, Geschichte des zürcher. Schulwesens, S. 187 führt als Zuchtmeister für 1547–1554 Künysen an, erst von 1554–1557 Fabricius; doch widerspricht dies dessen eigener Angabe.

3) „Ampla voluntatis mihi præstans signa senatus

Ingenui civis nomen habere dedit.“ Miscell. Tig. III, 402. Nach dem Brief an Bullinger vom 27. Juli 1562 (S. 405 unten) dagegen hatte Fabricius das Bürgerrecht gekauft.

4) Abgedruckt in Hottingers Speculum Helveticum-Tigurinum, S. 184–198.

in seiner Stellung als Zuchtmeister sowohl Schüler, welche noch die Lateinschule besuchten, unter sich, als auch solche, die schon die Vorlesungen hörten, musste ihre Studien beaufsichtigen, ihnen nachhelfen und besonders mit den Zuhörern Pellicans die hebräische Sprache, von welcher der Lehrer nur einen kurzen Abriss gab, eingehend behandeln. Ausserdem lag ihm ob, Kontrolle zu üben, ob die Schüler in den Predigten aufmerksam gewesen waren, und Sonntags pflegte er ihnen eine Epistel des Paulus auszulegen und verwandte hierauf besondere Sorgfalt.

In der Zeit, da Fabricius diese Stellung an der Fraumünsterschule bekleidete, nahm er seinen hochbetagten Vater zu sich, der nach dem Tod der Mutter nochmals geheiratet, aber, wie es scheint, auch die zweite Frau durch den Tod verloren hatte und schon ganz kindisch war. Noch ein Jahr etwa konnte sich der Greis am Familienglück des Sohnes erfreuen; dann starb er im Alter von hundert Jahren und fand beim Fraumünster die letzte Ruhe; ein Denkmal aber setzte ihm der Sohn in seinen Gedichten.

Von Freunden, mit denen Fabricius in den Jahren seiner Tätigkeit in Zürich gern verkehrte, nennt sein Vetter Johannes Jud ausser sich selbst und den Söhnen Collins seinen Amtsgenossen Sebastian Guldibeck, ferner Rudolf Funck, der mit ihm in Marburg studiert hatte, sowie Pellicans Sohn Samuel und Huldreich Zwingli, den Sohn des Reformators und Schwiegersohn Bullingers. Doch denkt Johannes Jud bei dieser Aufzählung jedenfalls nur an gleichalterige Freunde und unterlässt deshalb, die beiden hervorragenden Männer anzuführen, die den Pädagogus am Fraumünster ihrer vertrauten Freundschaft würdigten, nämlich Bullinger und Gesner. Schon als Neffe Leo Juds, dessen Verlust Bullinger auf das schmerzlichste empfunden hatte, war Fabricius dem Reformator teuer; er muss aber noch mehr durch seine Charaktereigenschaften und Geistesgaben die ganze Zuneigung des verehrten Mannes gewonnen haben, so dass er in dessen Haus gleich einem eigenen Kinde verkehrte. Nicht minder wurde er von Konrad Gesner geschätzt, dessen Ruf schon damals weit über die Grenzen der Heimat gedungen war, und zwar brachte unzweifelhaft die durch Lotichius geweckte Vorliebe für sinnige Naturbetrachtung und für die Pflanzenwelt ihn dem grossen Naturforscher, der ja auch wie ein Familienglied in Bullingers Haus verkehrte, besonders nahe.

Dem Beispiele Gesners, der als einer der ersten regelmässig Bergbesteigungen unternahm, folgte Fabricius und führte gelegentlich auch seine Schüler hinauf auf den Ütliberg, erklärte ihnen die Natur und lehrte sie die Pflanzen kennen, wie überhaupt beide mit solchen Alpenwanderungen vornehmlich den Zweck verbanden, seltene Pflanzen zu sammeln, aber auch für die Schönheit und Grossartigkeit der Natur an sich empfänglich waren. Unter Gesners Anleitung wandte sich Fabricius auch der Zoologie zu und verfasste auf seinen Wunsch eine Schrift „*Differentiæ animalium quadrupedum secundum locos communes*“, <sup>1)</sup> die gewissermassen als Einführung in dieses Fach dienen sollte für Leute, die noch völlig Neulinge waren oder nicht die Zeit fanden, Gesners gewaltigen Folioband zu studieren. Die Anordnung ist nach rein äusserlichen Gesichtspunkten getroffen, und selbständige Naturbeobachtung findet sich in dem Büchlein nicht; sondern das Ganze ist mehr eine äusserst gedrängte Zusammenstellung dessen, was von den einzelnen Tieren nach älteren und neueren Autoren in dieser oder jener Rücksicht sich sagen liess. Immerhin steht diese Arbeit an Brauchbarkeit weit über den mit ihr im gleichen Bande vereinigten „Sechs Büchern Ähnlichkeiten aus dem gesamten Tierreich“ von Otto Werdmüller, die eigentlich mit der Naturwissenschaft nichts mehr zu tun haben, sondern eher zu bezeichnen wären als eine Anweisung, wie die verschiedenen Tiere nach der Bibel und anderen Schriften sich in Gleichnissen verwerten lassen. Fabricius widmete sein Büchlein dem Landvogt in Eglisau, dem früheren Bürgermeister Jakob Meiss, und bezeugte dadurch seinen Dank für freundliche Bewirtung, die ihm mit seinen Gefährten seitens des Vogtes im vorangehenden Jahre zu teil geworden war, als sie auf einer Wanderung durch die zürcherische Landschaft einen Freund in Eglisau besuchten.

Auch für die Poesie wusste Fabricius neben seiner amtlichen Tätigkeit und den theologischen Studien noch Zeit zu erübrigen und liess 1556 ein bescheidenes Bändchen erscheinen, worin ausser einem Buch kleinerer Dichtungen teils religiösen und didaktischen Inhaltes, teils Gelegenheitsgedichte, besonders auf den Tod lieber Angehörigen und Freunde, das erste Buch eines Epos „*De consulibus*

---

<sup>1)</sup> 1555 bei Andreas und Jakob Gessner in Zürich erschienen.

Tigurinis“ und eine „Elegia de Wilhelmo Tellio“ enthalten waren.<sup>1)</sup> Alle diese Gedichte, besonders die kleineren, die zum Teil in antiken Strophen abgefasst sind, bekunden eine keineswegs alltägliche poetische Begabung und sichere Beherrschung der Form. Das Epos von den Zürcher Bürgermeistern behandelt die Geschichte Rudolf Bruns bis zur Schlacht bei Tätwil (1351) in etwa 300 Hexametern. Die Elegie auf Wilhelm Tell war eine Jugendarbeit, wahrscheinlich 1548 entstanden und als Badegeschenk dem in Baden weilenden Konrad Pellican übersandt. Obwohl nach dem beigegebenen Vorwort in Form eines Briefes an Pellican das Gedicht den Autor nicht mehr recht befriedigte, fügte er es der Sammlung bei in der Absicht, andere zur Behandlung des Gegenstandes anzuregen, und es scheint schon vorher diese erste (?) poetische Behandlung der Tellgeschichte<sup>2)</sup> weitere Verbreitung und Beifall gefunden zu haben, da ohne Zutun des Autors schon ein Druck in Bern erschienen war. Ausser seinen eigenen Dichtungen hat Fabricius in die erste Abteilung des Bändchens ein Gedicht seines Schwagers Theodor Collin aufgenommen, „De itinere in montem Utliacum“ betitelt, die Beschreibung einer Ütlibergbesteigung, die der Pædagogus mit seinen Schülern ausgeführt hatte. Sodann ist an vorletzter Stelle (vor der Elegie auf Tell) zur Erinnerung an den in der Fremde früh gestorbenen Johannes Altus und an die erste Gattin Katharina Stutz das weit umfangreichere Carmen (269 Distichen) eingefügt, in dem Altus die Hochzeit des Freundes besungen hatte.

So führte Fabricius in Zürich ein stilles, der Schule und den gelehrten Studien, daneben aber auch schönen Liebhabereien gewidmetes Leben, und alles schien darauf hinzudeuten, dass er dereinst einen der Lehrstühle an der theologischen hohen Schule in Zürich besteigen solle. Da erging völlig unerwartet<sup>3)</sup> im Frühjahr 1557 an ihn der ehrenvolle Ruf, als Prediger an der Martinskirche

1) „Ioannis Fabricii Montani poemata“, Zürich 1556. Einige der kleineren Gedichte sind zusammen mit den beiden Vitæ in Übersetzung herausgegeben worden von Theodor Vulpinus in Heft XVIII der Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen, Strassburg 1894.

2) Als solche bezeichnet sie Konrad Lycosthenes, vgl. jedoch Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 326 ff.

3) Fabricius betont dies wiederholt, so noch in einem Brief vom 24. Sept. 1565 P. S.

in Cur an die Spitze der bündnerischen reformierten Kirche zu treten. Johannes Comander, der fast ein Vierteljahrhundert lang in seiner Heimat für die Reformation gewirkt hatte, war gestorben, und es galt nun, einen tüchtigen Nachfolger zu gewinnen für den schwierigen Posten, für dessen Besetzung ein gelehrter Theologe keineswegs genügte, sondern wegen der religiösen und politischen Spaltung im Lande ein Mann erfordert wurde, der auch in Welt-händeln sich leicht zurechtzufinden wusste. Um so auffälliger erscheint es, dass nicht Comanders Amtsbruder Philipp Gallicius, der seit 1551 an der Regulakirche in Cur amtete und in den letzten Jahren die bündnerische Kirche geleitet hatte, auch als Landeskind mit allen Verhältnissen aufs beste vertraut war, an die erledigte Stelle berufen wurde, sondern der Curer Rat sich an die Zürcher wandte mit der Bitte um Überlassung eines tüchtigen Predigers. Welche Gründe diese Übergehung veranlassten, wird nirgends deutlich gesagt. Es scheint, dass Bullinger in Briefen an Basler Freunde sich nicht gerade zu Gunsten des Gallicius ausgesprochen und demnach wohl auch in gleichem Sinn auf die Curer eingewirkt hatte, ohne Zweifel weil er bei aller Anerkennung der Verdienste des Gallicius ihn wegen mangelnder Charakterfestigkeit nicht als den rechten Mann für den zu besetzenden Posten erachtete. Daraufhin mögen die Curer, weil unter den einheimischen Predigern sonst keiner geeignet erschien, sich entschlossen haben, die Zürcher um Aushilfe anzugehen.

Die Zürcher Behörden verhehlten sich jedenfalls nicht, dass es gar nicht leicht sei, einen Mann zu finden, der mit guter Zuversicht empfohlen werden könne. Denn nicht nur Bullinger hatte durch langjährigen Briefwechsel und persönlichen Verkehr mit bündnerischen Predigern und Staatsmännern Einblick in die eigenartigen Zustände gewonnen, sondern auch manche der Ratsherren kannten aus eigener Anschauung die verwickelten Verhältnisse im Lande ihrer Zugewandten und konnten recht wohl beurteilen, dass die Stelle einen ganzen Mann erforderte, der durch Gelehrsamkeit und Einsicht sich bei den Amtsbrüdern und den Behörden Geltung zu verschaffen wusste und die nötige Charakterfestigkeit und Tatkraft besass, um den mannigfachen Versuchungen zu widerstehen und sich durch Widerstand nicht abschrecken zu lassen, der aber

zugleich behutsam vorzugehen und unnötige Schroffheit zu vermeiden verstand.

Wenn unter solchen Umständen die Wahl des Rates gemäss dem Vorschlag der kirchlichen Behörde auf den erst im dreissigsten Jahre stehenden Zuchtmeister am Fraumünster fiel, so liegt darin das beste Zeugnis für die grosse Anerkennung, welche seiner bisherigen Wirksamkeit in Kirche und Schule gezollt wurde. Zugleich aber ist daraus zu entnehmen, wie überaus günstig Bullinger über seinen jungen Freund urteilte; denn unzweifelhaft ist für die Wahl sein Rat bestimmend gewesen. Und er liess sich dabei nicht blindlings von Vorliebe für den Neffen des verstorbenen Freundes leiten, sondern hatte sicherlich reiflich erwogen, ob der bisher dem Weltgetriebe so fern stehende junge Gelehrte den Schwierigkeiten des verantwortungsvollen Postens auch gewachsen sein dürfte. Das feste Vertrauen auf den lautereren Charakter seines Lieblings mag für Bullinger den Ausschlag gegeben haben; zugleich aber hegte er offenbar die Zuversicht, dass es Fabricius gelingen werde, die mangelnde Weltkenntnis sich rasch anzueignen, und wie die Folge zeigte, hatte er sich in seinen Erwartungen nicht getrogen.

Ende Februar 1557 kam Fabricius, von einem zürcherischen Überreiter geleitet, nach Cur, um die Probepredigt zu halten. Gallicius gewann aus ihr den Eindruck, dass der Bewerber für das Predigtamt aussergewöhnlich befähigt sei, und ähnlich lautete offenbar das allgemeine Urteil. Denn Fabricius kehrte nach Zürich zurück mit einem Schreiben des Curer Rates, das neben der Bitte um seine Überlassung Näheres enthalten haben mag über die Bedingungen, unter denen er angestellt werden sollte; leider fehlt uns darüber jede bestimmte Angabe, ausser dass er zunächst den Curern nur auf drei Jahre überlassen wurde. Er selbst nahm die Berufung mit Freuden an, bedang sich aber doch eine schriftliche Zusicherung seiner gnädigen Herren aus, „dass er seinen Regressum wider zu ihnen haben sollte und möchte; auch dass man inn des Diensts, der Ghorsamme und Arbeit hernach wölte lassen geniessen und seiner kinden in gnaden indänck sin“,<sup>1)</sup> was alles ihm in bester Form gewährt wurde.

---

1) Miscell. Tig. III, 18.

In der zweiten Aprilwoche fand die Übersiedlung statt. Bis Walenstadt wurde damals und noch lange nachher für die Reise von Zürich nach Cur die Wasserstrasse benützt. Dort erwartete ein vom Curer Rat entgegengesandter Reisewagen den Pfarrherrn, und auch für den Hausrat war Frachtgelegenheit vorgesehen, beides allerdings, wie Fabricius mit Befremden nachträglich erfuhr, auf seine eigenen Kosten. Die Ankunft in Cur erfolgte wahrscheinlich am 9. April. Nach à Porta soll eine Abordnung der Kirchengemeinde dem einziehenden Pfarrherrn mehrere Meilen weit bis nach Sargans entgegengekommen sein und die ganze Bevölkerung ihn mit Jubel aufgenommen haben.<sup>1)</sup>

Mit dem Tage, an dem Fabricius in seinem neuen Wirkungskreis eintraf, beginnt der Briefwechsel zwischen ihm und Bullinger, der bis zu seinem Tode während neunundeinhalb Jahren von beiden Seiten mit grosser Regelmässigkeit und Sorgfalt geführt worden ist und nur seltene Unterbrechungen erlitt, die nicht etwa durch Differenzen irgendwelcher Art veranlasst waren, sondern in Mangel an Stoff oder in Arbeitsüberhäufung, Krankheit und vorübergehender Abwesenheit ihren Grund hatten oder eintraten, wenn Fabricius zu Besuchen in Zürich Gelegenheit fand und, was er dem Papier nicht hatte anvertrauen können, in traulicher Zwiesprache von Angesicht zu Angesicht dem väterlichen Freunde offenbaren durfte. Im allgemeinen pflegten Fabricius und Bullinger ihre Briefe so einzurichten, dass sie den nach Zürich zu Markt fahrenden oder von dort zurückkehrenden Bündnern (meist Getreidehändlern) mitgegeben werden konnten. Deshalb schreibt Fabricius mit Vorliebe am Montag oder früh morgens am Dienstag, Bullinger dagegen am Freitag. Denn je am Dienstag traten die Bündner Kaufleute die Reise an und kehrten Ende der Woche zurück. Diese Regel erlitt aber naturgemäss manche Ausnahmen, da auch sonst oft Gelegenheit zur Beförderung von Briefen geboten war, sei es durch die französische Eilpost, die wenigstens zeitenweis regelmässig unterhalten wurde, oder durch Private und Angehörige der Behörden, die sich zur Beförderung von Briefen bereit zeigten, namentlich solche aus Bünden, die gern die Gelegenheit benutzten, um den berühmten Reformator aufsuchen zu können. Wenn also im grossen

---

<sup>1)</sup> P. D. R. à Porta, Hist. ref. eccl. Ræt. I 2, S. 279.

Ganzen, soweit nicht einer der genannten Gründe längere Unterbrechung veranlasste, ein alle acht oder doch vierzehn Tage erfolgender Austausch als die Regel gelten darf und an vielen Beispielen nachzuweisen ist, so gab es daneben auch Zeiten, wo in einer Woche zwei und drei Briefe gewechselt, ja wenigstens von Fabricius fast täglich Mittheilungen gemacht wurden. So gross aber die Zahl der im vorliegenden Bande vereinigten Briefe von beiden Theilen ist, besteht doch kein Zweifel, dass noch eine recht bedeutende Anzahl sich nicht erhalten hat, sei es, dass diese Briefe vorsichtshalber vernichtet worden oder aus andern Gründen verloren gegangen sind. Fabricius bittet selbst gelegentlich um Beseitigung von Schreiben, die ihm Ungelegenheiten bereiten könnten, und in einem Fall können wir noch nachweisen, dass seinem Wunsche offenbar entsprochen wurde; <sup>1)</sup> andere Male fehlen sonst Briefe, auf welche Bezug genommen wird. <sup>2)</sup> Umgekehrt sagt er einmal, Ende April 1566, er habe bei Durchsicht von Bullingers Briefen gefunden, dass ihrer gegen 600 seien. Nun könnte er sich ja in der Eile verzählt oder verschrieben haben; auch waren möglicherweise solche aus früheren Jahren darunter. Beträchtlich kann deren Zahl aber nicht gewesen sein, da eigentlich nur die Studienjahre in Marburg in Betracht kämen. Es sind demnach nicht wenige Briefe Bullingers entweder vorsichtshalber schon von Fabricius vernichtet worden, der sie eben zu diesem Zweck einer Durchsicht unterworfen hatte, oder sie sind nachträglich noch verloren gegangen. Fabricius selbst ist es auch, wie das gleiche Schreiben zeigt, der da und dort in den an ihn gerichteten Briefen einzelne Wörter, um sie unleserlich zu machen, durchgestrichen, und ebenso in andern die eine, heute fehlende Hälfte weggeschnitten hat. Aber wenn gleich so ein nicht unbeträchtlicher Teil des Briefwechsels uns nicht mehr vorliegt und gerade wichtige und interessante Dokumente unter den beseitigten gewesen sein dürften, bildet doch immer noch der erhaltene Teil in seiner Gesamtheit eine Sammlung, der nicht leicht eine andere sich an die Seite stellen lässt. Ein Briefwechsel zwischen dem Meister und seinem Schüler, der während eines Jahr-

---

<sup>1)</sup> Vgl. die Note zu Brief Nr. 259, sowie S. 419 unten und dazu Nr. 222 Schluss und Nr. 225 „Cremonæ“ (!).

<sup>2)</sup> Z. B. solche von Fabricius aus dem letzten Quartal 1562.

zehntes mit solcher Regelmässigkeit geführt worden ist und dabei eine solche Ausdehnung erreicht hat, wird sich schwerlich zum zweiten Male finden, und allein schon der ausserordentliche Umfang bildet ein sprechendes Zeugnis dafür, welch inniges Verhältnis zwischen den beiden bestanden haben muss. So grosse Bedeutung Bullinger dem engen Anschluss der bündnerischen Kirche an die zürcherische beilegte und ein so unermüdlicher Briefschreiber er war, ist doch ein so reger Verkehr nur durch besondere Vorliebe für diesen Schüler und Freund zu erklären. Es lässt auch der ganze Ton des Briefwechsels keinen Zweifel daran bestehen, dass Fabricius sein besonderer Liebling gewesen sein muss und seinerseits diese Zuneigung mit inniger Hingebung vergalt.

Aber nicht nur das erhebende Bild eines solchen durch keinen Misston je ernstlich getrübtten schönen Verhältnisses zwischen Meister und Schüler gewährt uns die Korrespondenz; sondern sie ist auch ausgezeichnet durch Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhaltes. Wohl waren Fabricius und Bullinger Theologen, beide erfüllt von heiligem Eifer für ihren Glauben, und was immer die Kirche anging, war ihnen Gewissenssache. Aber sie waren auch Männer von hoher Begabung und vielseitigen Interessen, und in beiden lebte noch jene hohe Auffassung ihres Berufes, die das ganze Leben des Volkes mit dem Geiste der Reformation durchdringen wollte und noch nicht erstarrt war in engherziger Dogmatik und theologischer Spekulation. So gewährt ihr Briefwechsel naturgemäss Einblick in die kirchlichen Verhältnisse Graubündens und verfolgt aufmerksam den Fortgang der Reformation nicht nur in der Eidgenossenschaft, sondern auch in Deutschland, Frankreich, England u. s. w. Nicht minder aber, sondern fast in höherem Masse noch kommen darin die politischen Verhältnisse und Begebenheiten in engerem und weiterem Umkreis zur Sprache, und noch mehr: Bullinger wie Fabricius, sind nicht müssige Zuschauer dieser Vorgänge, sondern greifen, jeder an seinem Orte, soweit ihr Amt es gestattet oder zu fordern scheint, mit ein in den Gang der Ereignisse und stehen mitten darin. Darum bietet auch ihr Briefwechsel keineswegs, wie man vielleicht erwarten möchte, nur für die Geschichte der Reformation Graubündens dankenswerte Aufschlüsse, sondern ist mindestens ebenso wichtig als Quelle für alles, was in diesem bewegten Jahrzehnt auf dem Gebiete der Politik sich in Bünden zutrug, und bietet

ausserdem auch für die gleichzeitigen Ereignisse in der Eidgenossenschaft, obschon hier die Quellen weit reicher fliessen, noch manche willkommene Nachricht. Selbst die Neuigkeiten aus dem Ausland, die unsere Zeitungsberichte ersetzen, sind aller Beachtung wert, da Bullinger und Fabricius stets gut unterrichtet waren, ersterer durch seine weitreichenden Verbindungen, letzterer hauptsächlich durch die französischen Gesandten in Cur. Wie weit nach diesen beiden Richtungen, betreffs der ausländischen Ereignisse und der Vorgänge in der Eidgenossenschaft, durch die vorliegende Sammlung die bisherige Kenntnis nennenswert bereichert wird, muss durch eingehendere Untersuchungen erst klargelegt werden. Aber selbst wenn für die ersteren das Ergebnis nur gering sein sollte, wie wohl anzunehmen ist, behalten doch diese Mitteilungen ihren grossen Wert als Dokumente, aus denen zu ersehen ist, auf welchen Wegen, wie rasch oder langsam, wie wahrheitsgetreu oder entstellt die Kenntnis der Zeitereignisse sich verbreitete, welche Rückwirkungen man von ihnen erwartete und welchen Einfluss sie tatsächlich übten. Was die Geschichte der Eidgenossenschaft betrifft, wird sich neben anderen mehr oder minder wichtigen Ergänzungen zu den Abschieden vor allem für die Kenntnis des langwierigen Streites zwischen den fünf Orten und Glarus und der Haltung, welche Graubünden beobachtete, manches Neue ergeben. Ganz klar aber liegt zu Tage, wie sehr die Erkenntnis der Vorgänge und Zustände in Graubünden durch diese neue Quelle gefördert wird. Es hat ja wohl Campell die damaligen Ereignisse in seinem Geschichtswerk auch dargestellt; aber er stand doch weitaus den meisten Vorgängen viel ferner und konnte in dem abgelegenen Süs nicht den Einblick in das Getriebe gewinnen wie Fabricius; dazu hat er seine Darstellung erst mehrere Jahre später abgefasst und ist in seinem Urteil weit befangener.

Den reichen Inhalt des Briefwechsels hier im Einzelnen zu erörtern, ist nicht Aufgabe dieser Einleitung. Vielmehr genügt es, zusammenfassend die Wirksamkeit, welche Fabricius in Cur entfaltete, in den Hauptmomenten zu charakterisieren und die Darstellung seines Lebenslaufes zu Ende zu führen.

Fabricius war gerade auf Ostern 1557 in das neue Amt getreten und durch die mannigfachen Pflichten, die es ihm auferlegte,

besonders durch die zahlreichen Predigten während der Festtage, so in Anspruch genommen, dass er erst in der zweiten Woche Zeit fand zu einem Berichte an Bullinger. Er mag vorher, wie er dies auch von Walenstadt aus tat, seinem Schwiegervater kurz geschrieben haben; aber diese Familienbriefe sind nicht erhalten. Der erste Brief an Bullinger von 19. April 1557 mit einer Nachschrift vom 26. ist nicht von freudiger Zuversicht erfüllt, sondern zeugt von gedrückter Stimmung. Nicht nur die Anforderungen des neuen Amtes, die ihm kaum Zeit zur Sammlung und der nötigsten Erholung liessen, und das teure Leben in Cur — er schreibt, alles koste das Doppelte wie in Zürich — erfüllten ihn mit banger Sorge, sondern noch weit mehr die Ungewissheit, ob es wohl gelingen werde, zu dem Amtsbruder in ein leidliches Verhältnis zu kommen und in der bündnerischen Kirche bessere Zustände zu schaffen. Denn er hatte in der kurzen Zeit schon manches erlebt und noch mehr vernommen, was ihm den frohen Mut benehmen wollte. Dass Gallicius nach der erlittenen Zurücksetzung dem jüngeren Kollegen eine herzliche Aufnahme bereiten werde, hatte dieser wohl selbst nicht erwartet, doch sich getröstet mit der Hoffnung, dass er das bestehende Vorurteil leicht werde besiegen können. Die Dinge liessen sich aber gar nicht dazu an. Denn kaum in Cur eingetroffen, sah sich der neue Pfarrer hineingezogen in Misshelligkeiten zwischen dem Rat und Pontisella, dem Rektor des Nikolaigymnasiums, der es durch allerhand ungeschickte Reden so weit gebracht hatte, dass ihm die Stellung gekündigt worden war. Fabricius nahm sich seiner kräftig an, geriet aber dadurch in Gegensatz zu Gallicius, dessen Gegnerschaft zum grossen Teil an der misslichen Lage des Rektors schuld war. Als einstiger Zögling der zürcherischen Schule und Vorgänger im Provisoramt am Grossmünster konnte der Angefochtene dem neuen Pfarrer als Schicksalsgenosse gelten, so dass sich dieser offenbar zu ihm besonders hingezogen fühlte und bei ihm Rat und Belehrung suchte, was wieder für das Verhältnis der Kollegen nicht günstig war. Denn Pontisella schilderte Gallicius als einen hinterlistigen, herrschsüchtigen Menschen, der besonders den Zürchern abhold sei, und entwarf auch von den Zuständen in der bündnerischen Kirche ein wenig erfreuliches Bild. Die bange Sorge, welche Fabricius erfasste, erhielt weitere Nahrung durch den inzwischen gewonnenen

Einblick in die sonstigen, von den gewohnten so ganz abweichenden Verhältnisse. Nicht nur die eigentümliche Staatsform Graubündens, diese bis zum Übermass ausgebildete Demokratie im Gegensatz zu der aristokratischen Regierungsform Zürichs, mutete den Neuling höchst sonderbar an; sondern es galt auch noch, sich klar zu werden über die Haltung, welche er dem Bischof und seinen Domherren gegenüber einnehmen und wie er sich zum französischen Gesandten und dem Bündnis mit Frankreich stellen sollte. Vom Bischof wie vom Gesandten meinte sich Fabricius zwar Gutes versprechen zu dürfen, da der erstere selbst wie schon vorher ein Kanonikus bei gelegentlichem Zusammentreffen sich entgegenkommend gezeigt und der Gesandte ihn schon wiederholt zum Besuch aufgefordert hatte; doch war er entschlossen, zunächst gegen beide Zurückhaltung zu beobachten, bis er mit den Verhältnissen besser vertraut wäre.

Bis gegen Ende des Jahres 1557 hatte Fabricius sich in seinem neuen Wirkungskreis so ziemlich eingelebt, und das Gefühl der Unsicherheit, das ihn in den ersten Wochen so sehr gequält hatte, war von ihm gewichen. Noch immer kosteten ihn die häufigen Predigten viel Arbeit, und er klagte, dass die Überlastung ihm die Lust zur Wiederaufnahme der früheren Studien benehme. Doch hatte er die Befriedigung, dass seine Predigten eifrigen Besuch fanden und die Behörde wie die Bürgerschaft sich entgegenkommend zeigte. Auch das Verhältnis zu Gallicius hatte sich erträglich gestaltet. Fabricius gab zu, er sei vielleicht anfangs doch etwas zu hitzig gewesen, wenn er auch den Vorwurf der Anmassung, den wohl Gallicius erhoben hatte, nicht verdient zu haben meinte. Als gegen Ende des Jahres aus Anlass eines Falles von Laientaufe ein Landgeistlicher die Curer Pfarrer um Rat befragte und ihre Ansichten sich widersprachen, einigten sie sich, die Frage Bullinger vorzulegen, und Gallicius fügte sich darein, dass dieser dem Kollegen Recht gab, der die Taufe, vorausgesetzt, dass sie in gehöriger Weise vorgenommen sei, anerkennen und den fehlbaren Laien der Civilbehörde überweisen wollte.

So schien für die Zukunft Hoffnung auf ein gedeihliches Zusammenwirken der Amtsbrüder zu bestehen, und zu Anfang des folgenden Jahres führte sie gemeinsame Bemühung für die Sache der

Reformation noch näher zusammen.<sup>1)</sup> Der Abt von Pfävers machte Ansprüche auf einen Zehnten zu St. Salvator in Cur, die schon sein Vorgänger 1541 erhoben hatte, neuerdings geltend und zog die Sache, weil die Entrichtung der Zinsen hartnäckig verweigert wurde, vor die VII alten Orte, die in anderer Angelegenheit mit Boten der Drei Bünde gerade in Walenstadt tagten. Weil aber die Beklagten, Bürger von Cur, nicht erschienen waren, sondern begehrt, vor ihrem ordentlichen Richter belangt zu werden, forderten die eidgenössischen Boten die Bündner auf, dafür zu sorgen, dass die Zehntpflichtigen angehalten würden, die Abgabe zu entrichten oder das Recht in Walenstadt zu suchen. Bei diesem Anlass hatte besonders der zürcherische Bote, Ratsherr Spross, eine kräftige Sprache geführt, was man in Cur sehr ungerne vernahm, da eine Entscheidung des Streites zu Gunsten des Abtes recht bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. Schon liessen nämlich die Domherren öffentlich verlauten, wenn der Abt den Zehnten behaupte, so wollten auch sie mit Hilfe der Eidgenossen oder der katholischen Partei die ihnen vorenthaltenen Zehnten wieder an sich ziehen. Dadurch wäre aber nicht nur das gesunkene Ansehen des Bistums und sein Einfluss wieder mächtig gehoben worden, sondern es war zu befürchten, dass eine so plötzliche Revision der Besitzverhältnisse, wie sie seit der Reformation sich gestaltet hatten, das Land in schlimme Wirren gestürzt hätte. Deshalb wurde Fabricius von Bürgermeister Tschanner beauftragt, Bullinger genau über die Sachlage zu unterrichten mit der Bitte, auch den Rat von allem in Kenntnis zu setzen. Fabricius aber ging noch weiter; er hielt die Gelegenheit für günstig, um auf gänzliche Aufhebung des Bistums, die schon Gallicius mehrere Jahre vorher geplant hatte, hinzuwirken, und stellte Bullinger vor, wie das beste Mittel dazu Hinterhaltung der Einkünfte sei; denn sobald die Domherrenstellen wieder einträglich wären, würden auch wie vor Zeiten die adeligen Geschlechter wieder danach trachten, sie mit ihren Angehörigen zu besetzen, und würden darum das Bistum zu halten suchen. Freilich versprach er selbst sich von der Aufhebung des Bistums für die Kirchen und Schulen nur geringen Nutzen, da das

---

<sup>1)</sup> Vgl. zum Folgenden Ferd. Meyer, Misslungener Versuch, das Hochstift Chur zu säkularisieren, in den Jahren 1558—1561. Schweizer. Museum, Bd. II und III, 1838 und 1839.

Meiste den Gerichten des Gotteshausbundes überlassen werden müsste; doch meinte er, zunächst solle man erst einmal das Bistum zu stürzen trachten und das Übrige der Zukunft anheimstellen. Bullinger, der 1554 seinen Rat für die von Gallicius geplante Reformation des Bistums zugesagt hatte, äusserte schwere Bedenken, da dem Abte wie dem Bistum gegenüber ein solches Vorgehen sich einzig auf eine unbillig erscheinende Bestimmung der Ilanzer Artikel stützen könne, und er glaubte nicht, dass die Zürcher Behörde einem solchen Unternehmen ihren Beistand leihen würde. Gleichwohl besprach er sich mit Friedrich von Salis, der um diese Zeit nach Zürich kam, eingehend und stellte trotz der von diesem dargelegten Schwierigkeiten seine Hilfe in Aussicht für Ausarbeitung eines Reformationsplanes. Gleichzeitig warnte er aber auch nachdrücklich vor jeder Gewalttätigkeit. Fabricius erklärte darauf, er denke keineswegs an Gewalt; sondern alles solle auf gesetzlichem Wege durchgeführt werden. Aber als nach einigen Monaten der Streit mit dem Abt von Pfävers durch Loskauf um eine mässige Summe gütlich geschlichtet war, musste sich Fabricius überzeugen, dass der durch den Streit angeregte Plan einer Säcularisation des Bistums nirgends auf Unterstützung rechnen könne, und auch er liess ihn zuletzt fallen, um bei günstigerer Gelegenheit wieder darauf zurückzukommen.

Mit um so grösserem Eifer wandte er sich jetzt den inneren Angelegenheiten der bündnerischen reformierten Kirche zu, in der keineswegs befriedigende Zustände herrschten. Sogar in Cur selbst hatte er über laue Haltung einflussreicher Persönlichkeiten zu klagen, so namentlich über eine Heirat der Tochter des einen Bürgermeisters, Ambrosius Marti, mit einem Bruder des Dompropstes Andreas von Salis, die viel Anstoss erregte und der Reformation schadete. Weit schlimmer aber stand es auf dem Lande. Zwar hatten sich zahlreiche Gemeinden der Reformation angeschlossen; aber nur wenige waren mit tüchtigen Geistlichen versehen. Die übrigen hatten zum Teil überhaupt keine Prediger; andere wieder stellten ganz ungeeignete Persönlichkeiten, die sich um geringes Geld dinge liessen, als Pfarrer an und kehrten sich nicht an das Verbot der Obrigkeit, dass kein Geistlicher angenommen werden dürfe, der nicht von der Synode oder wenigstens von den Curer Pfarrern geprüft und admittiert sei. Daran war zum grossen Teil das äusserst kärgliche Einkommen der meisten Pfarrstellen schuld, das, selbst wenn ein Pfarrer mehrere

Orte in der gleichen Talschaft versah, kaum 70—90 Gulden betrug; und dies hatte wieder seinen Grund darin, dass bei Einführung der Reformation die Kircheneinkünfte nicht für die gleichen Zwecke reserviert, sondern einfach eingezogen worden waren. Ausserdem aber trug zu diesen Übelständen auch die Gleichgültigkeit der Bevölkerung das Ihrige bei, und erschwerend wirkte die doppelte Landessprache und der Mangel an Predigern, die des Romanischen kundig waren. Das einzige Mittel, den traurigen Verhältnissen abzuhelfen, wäre nach Ansicht des Fabricius gewesen, „so Gott so vil gnad gäbe, das man möchte us dem gestift, id est episcopatu, zû hilf kummen. Wenn man aber anhebt ze reden (fährt er fort), wie man's nützlich möchte anwenden, so ist niemand daheym etc. Wenn es gülte, huffen mee machen, da wölte jedermann der erst syn.“ So drückte ihn das Bewusstsein, den Übelständen hilflos gegenüber zu stehen, schwer. Wo es aber möglich war, tat er alles, um unbesetzte oder frei gewordene Stellen mit tüchtigen Geistlichen zu besetzen, und hatte sich dabei oftmals der Unterstützung Bullingers zu erfreuen, durch dessen Vermittlung z. B. die Davoser wiederholt mit Predigern versorgt wurden.

Gegen Ende des Jahres 1558 fasste ein Bundestag in Davos Beschlüsse, die für den Fortgang der Reformation in den Untertanenlanden sehr förderlich waren, und als ihre Durchführung auf offenen und geheimen Widerstand stiess, bestätigte ein neuer Bundestag (Mai 1559) die Davoser Beschlüsse. Aber die Gegner liessen sich dadurch nicht abschrecken; sondern auf allen Seiten regte sich die Gegenreformation. Ein Versuch, im Veltlin eine Jesuitenschule zu errichten, wurde zwar zunächst vereitelt durch die Wachsamkeit des Fabricius; viel Unruhe aber bereiteten ihm die Vorgänge im Oberen Bund, wo nicht nur die Inneren Orte neuerdings Vorstellungen dagegen erhoben, dass Beccaria im Misox geduldet werde, sondern auch eine angebliche Engelserscheinung, die Jöry Wantzut in Panix gehabt haben wollte, benutzt wurde, um den Glaubenshass zu schüren. Auch mit Fragen der kirchlichen Disziplin (über Ehe zwischen Verwandten des dritten Grades) hatte sich das Oberhaupt der bündnerischen Synode zu befassen, und im Januar 1560 musste Fabricius vor dem Curer Rat mit einem Anabaptisten disputieren. Noch mehr aber als die inneren Feinde nahmen seine Aufmerksamkeit die Angriffe in Anspruch, welche immer unverhüllter gegen die

Reformation gerichtet wurden. Schon im März drangen die Drei Länder neuerdings auf Ausweisung Beccarias, der jedoch zunächst noch nicht ernstlich bedroht schien. Im Mai aber erfuhr man, dass dem Panixer Bauer neuerdings der Engel erschienen sei und Reden ausgestossen habe, die dem Hass gegen die Reformierten Nahrung gaben und im Oberen Bund eine böse Erregung erzeugten. Nicht nur die Evangelischen in Cur wurden dadurch bedroht, sondern auch den Glarnern, die sich gegen die Zumutungen der V Orte sträubten, sollte der Engel schlimmes Unheil prophezeit haben, und seine Worte wurden mit Eifer bei den katholischen Eidgenossen verbreitet und selbst nach Rom berichtet. Doch die Reformierten waren auf der Hut, und die Synode beschloss, die Engelserscheinung mit der Schrift zu bekämpfen. Auch die Jesuitenschule im Veltlin war noch nicht endgültig abgetan; vielmehr wurde im Spätherbst ein neuer Versuch gemacht, ihre Duldung durchzusetzen, und trotz erneuten Verbotes liessen die Veltliner in ihren Bemühungen nicht nach, bis im Februar 1561 ein Bundestag abermals die Ausweisung der Jesuiten verfügte.

Inzwischen hatten Fabricius und Gallicius eine sich bietende Gelegenheit wahrgenommen, um aus der Abwehr zum Angriff überzugehen und den Kampf gegen das Bistum, diesmal, wie es schien, mit bester Aussicht, wieder aufzunehmen.<sup>1)</sup> Klagen der Fürstenauser gegen den Bischof, der sich durch Geiz unbeliebt und durch seine Verbindung mit den V Orten verdächtig gemacht hatte, gaben Anlass zur Aufstellung von Artikeln, die zum Teil nur eine Erneuerung von Bestimmungen der Ilanzer Artikel und der 1541 von Bischof Iter beschworenen Wahlartikel bedeuteten, zum Teil aber noch weit darüber hinausgingen und, wenn sie durchgesetzt werden konnten, die Macht und den Einfluss des Bischofs empfindlich einschränkten. Nicht nur sollten ihm die Rechte eines Landesherrn, welche er sich gegen jene Bestimmungen wieder angemasst hatte, entzogen und die Verpflichtung zur Rechnungsablage vor dem Gotteshausbund auferlegt, sowie seine Beamten neuerdings von den Räten ausgeschlossen werden, sondern man wollte auch die Verfügung über den Teil der Einkünfte des Bistums, der nicht für ziemlichen Unterhalt des Bischofs und seines Hofes erforderlich

---

1) Vgl. dazu wieder den Aufsatz von Ferd. Meyer, a. a. O.

war, den Gemeinden des Gotteshausbundes zusprechen. Fabricius und Gallicius taten alles, um diese Bestrebungen zu fördern, und hofften, diesmal völlige Aufhebung des Bistums oder Resignation des Bischofs erreichen zu können. So gut aber anfangs sich alles anliess, trat auch jetzt wieder zu Tage, dass sie sich auf niemand verlassen konnten. Im Gotteshausbund bestand eine mächtige Gegenpartei, der keineswegs nur Katholiken angehörten. Namentlich das Engadin, dem Bischof Thomas Planta entstammte, liess sich für ihn gewinnen, und vor allem machte der alte Johannes Travers seinen ganzen Einfluss geltend zu Gunsten des Bischofs, der auch von den andern Bünden in Schutz genommen wurde. Der Kampf zog sich lange hin und kam erst gegen Ende des Jahres 1561 zum Austrag. In der Hauptsache wurden die älteren Bestimmungen erneuert, dagegen alles, was darüber hinausging, abgewiesen, und sogar die weltliche Gerichtsbarkeit, die schon der Artikelbrief dem Bischof genommen, die er aber seither wieder an sich gebracht hatte, blieb ihm. Vergebens hatte Fabricius ein auch von Bullinger gebilligtes Gutachten ausgearbeitet, das die Frage, ob ein christliches Volk einem Bischof die weltlichen Rechte entziehen dürfe, auf Grund der Schrift bejahte; selbst wenn das allem Anschein nach nicht gedruckte Gutachten wenigstens in Abschriften weitere Verbreitung gefunden hatte, was zweifelhaft ist, war die Wirkung nicht die gehoffte gewesen. Es blieb so ziemlich alles beim Alten.

Neben den Mühen und Aufregungen, welche dieser Kampf mit sich brachte, war Fabricius mit gleicher Sorgfalt wie bisher darauf bedacht, das Wohl der ihm anvertrauten Landeskirche zu fördern und Angriffe abzuwehren. Im Februar 1561 wurde ein für Beccaria günstiger Beschluss gefasst, wozu ein von Fabricius erbetenes Schreiben der Zürcher an den Rat von Cur nicht wenig beitrug, und als gleichzeitig der Bischof von Como Bestätigung gewisser Rechte im Veltlin verlangte, wurde ihm zwar entsprochen, aber ein Eid, den ihm bisher seine Lehenleute hatten leisten müssen, ihn mit und ohne Wehr zu schirmen, auf Betreiben des Fabricius aufgehoben und ebenso eine gegen alten Brauch bisher alle drei Jahre erhobene Steuer. Mancherlei Sorge und Mühe verursachte auch wieder die Besetzung von Pfarrstellen, noch mehr aber ein Streit in der Kirchgemeinde von Chiavenna, den Petrus Leo und einige Gesinnungsgenossen durch Verbreitung häretischer Lehren veran-

lasst hatten.<sup>1)</sup> Die Synode behandelte im Juni diesen Gegenstand eingehend und schlichtete den Streit, indem sie, gestützt auf ein Gutachten der Zürcher Theologen, die heterodoxen Lehren verurteilte, dem Prediger von Chiavenna, Mainard, Recht gab und seine Konfession als die ihrige annahm.

Um eben diese Zeit (im Mai 1561) war in Cur eine Gesandtschaft vom Papst und von König Philipp eingetroffen, die an die Drei Bünde zahlreiche Forderungen stellte, deren Gewährung mit der Unterdrückung der Reformation im Veltlin und Chiavenna so ziemlich gleichbedeutend gewesen wäre. Der päpstliche Gesandte, Bernardino Bianchi, Propst des Chorherrenstiftes Sta. Maria della Scala in Mailand, verlangte Ausweisung der Religionsflüchtlinge, freie Predigt durch altgläubige Priester (nur einheimische waren geduldet), Gestattung der Jesuitenschule, Zurückgabe eingezogener Kirchengüter etc. und drohte, dass widrigenfalls den Bewohnern der angrenzenden Länder vom Papst jede Gemeinschaft mit den Bündnern untersagt werden solle; der Gesandte Philipps aber, Giovanni Angelo Riccio, der schon 1553 in Bünden gewesen war, unterstützte diese Forderungen im Namen seines Fürsten, der bereit sei, dem Papst in seinem Vorhaben beizustehen. Fabricius und Gallicius erhoben vor dem Bundestag (im Juni 1561) Einsprache gegen Schmähungen, die in dem Vortrag des päpstlichen Legaten enthalten waren, und es wurde darauf beiden Gesandten ein abschlägiger Bescheid erteilt, aber auf einen Bericht über Rüstungen in Mailand, den der Schwiegersohn von Travers, Peter Martin, brachte, zurückgenommen und der Beschluss gefasst, man wolle die Sache den Gemeinden vorlegen. Diese Entscheidung war deshalb nicht unbedenklich, weil man fürchten musste, es werde in der Zwischenzeit, bis eine Abstimmung der Gemeinden erfolge, die Bevölkerung durch reichliche Geldspenden beeinflusst, und es würden dann zum mindesten die Leute, welche ihres Glaubens wegen nach dem Veltlin geflohen waren, dieses Asyls beraubt werden. Fabricius unternahm kurz nach diesem Bundestag eine Reise nach Bormio; bei dieser Gelegenheit vernahm er in Tirano, dass der Gesandte Philipps eigentlich gekommen sei, um für seinen Fürsten den Pass durch

---

<sup>1)</sup> Vgl. darüber Bd. I, S. LXVII, und Trechsel, Die protest. Antitrinitarier vor Faustus Socin, II. S. 126–133 mit Beilage IV—VI.

Graubünden zu erlangen, und er hoffte, es könnte dies, wenn die Absicht erst ruckbar würde, dazu dienen, dass auch der Vertreter des Papstes abgewiesen würde. Andererseits aber kamen ihm, noch ehe die Gesandten zurückkehrten, direkt und durch Bullinger Warnungen zu, die ihn in seinen Befürchtungen bestärkten. Ende August trafen Bianchi und Riccio wieder ein und brachten abermals ihre Forderungen vor, über die nun die Gemeinden abstimmen sollten. Fabricius meinte, der offene Angriff auf die Reformation würde recht wohl die Abordnung einer Gesandtschaft der evangelischen Städte rechtfertigen, welche die Bündner in der guten Gesinnung bestärken und über die schlimmen Absichten des Papstes aufklären sollte, umsomehr als ja auch die katholischen Orte jeden Anlass benützten, um den Eifer ihrer Glaubensgenossen in Bünden anzufachen, und gewiss auch diesmal sich einfinden würden. Gleichzeitig schrieb Fabricius an Coignet, um einen Bundesgenossen in dem bevorstehenden Kampfe auch an Frankreich zu haben, dem freilich weniger die Forderungen des päpstlichen Gesandten als die geheimen Absichten Spaniens gefährlich werden konnten. Seine Mahnungen und dringenden Bitten bewirkten, dass Bullinger die Sache dem Räte vorlegte und Boten an die andern evangelischen Orte abgesandt wurden. Doch war die Mehrheit der Ansicht, die Bündner würden sich nicht einschüchtern lassen, und nicht einmal ein Schreiben wollten sie absenden, geschweige denn Boten. Auch die Zürcher ordneten, entgegen der Ansicht, die Bullinger im September geäußert hatte, niemand ab. Dagegen hatte er selbst seinen vor dem Rat gehaltenen Vortrag über diese Angelegenheit und einen Entwurf zur Antwort, die man dem päpstlichen Gesandten geben sollte<sup>1)</sup>, an Fabricius gesandt, und nach dessen Zeugnis leistete dieser gute Dienste. Am 20. Oktober (nicht wie Fabricius anfangs irrtümlich berichtet hatte, am 12.) trat ein Bundestag in Ilanz zusammen. Nochmals hielten die beiden Gesandten vor den Ratsboten aus dem ganzen Lande ihre Vorträge. Der folgende Tag war für die Beratung bestimmt. Auch Fabricius hatte sich am vorangehenden Abend mit drei andern Predigern namens der Synode eingefunden und benützte den Vormittag, um die neuesten von Bullinger und Coignet erhaltenen, ihm nach Ilanz nachgesandten Meldungen aus Frankreich über Fortgang

---

<sup>1)</sup> Erhalten (im Entwurf) im Staatsarchiv Zürich A 248.

des Religionsgespräches in Poissy und die Fortschritte der Reformation zu verbreiten. Darauf hielt er namens der Synode eine Ansprache an die Ratsversammlung, verteidigte die reformierte Lehre gegen die Angriffe, die in dem Vortrag des päpstlichen Gesandten enthalten waren, und erbot sich zur Disputation. Am darauffolgenden Tag (dem 22. Oktober) wurde den Gesandten die Antwort namens der Gemeinden der Drei Bünde erteilt, die fast durchwegs eine höfliche, aber entschiedene Ablehnung der Zumutungen von Seiten der Kurie bedeutete. Fabricius hielt noch eine zweite Ansprache (Predigt), der auch zahlreiche Priester aus der Gegend beiwohnten. Freudig erregt über den errungenen Sieg, an dem er selbst grossen Anteil hatte, kehrte er zurück nach Cur und sandte an Bullinger einen ausführlichen Bericht. Die beiden Ilanzer Predigten aber vereinigte er zu einem Büchlein und gab sie unter dem Titel „Der Christen gloub“ heraus, nicht aus Ruhmsucht, wie er selbst schreibt, sondern um die Bündner in der guten Gesinnung zu bestärken gegen neue Angriffe von Seiten des Papstes.

Gewissermassen ein Nachspiel zu dem Ilanzer Bundestag bildete ein Besuch, den ganz unvermutet Vergerio nach jahrelanger Abwesenheit dem Bündnerlande abstattete. Er kam Mitte November, angeblich im Auftrage des Herzogs Christoph von Württemberg, wusste nicht, dass der Bundestag schon stattgefunden habe, und wollte die Bündner ermutigen; statt dessen aber erregte eine Schrift, die diesem Zwecke dienen sollte, bei den Papisten grossen Anstoss. Seine Sendung bestand darin, dass er den Bündnern grossartige Versprechungen machte namens seines Fürsten, der bereit sei, für sie sein Blut und sein Leben zu opfern. Da er aber keinen Kredenzbrief des Herzogs vorweisen konnte, wollte ihm niemand recht Glauben schenken. Seinen kurzen Aufenthalt benützte er im übrigen nach alter Sitte dazu, um womöglich Unkraut zu säen und den Frieden zu stören, indem er in Menge deutsche Schriften austeilte und darunter eine, in der die lutherische Abendmahlslehre verfochten wurde. Auch im Gespräch suchte er jedermann seine Ansicht über diesen Gegenstand aufzudrängen und liess niemand zu Worte kommen, so dass die Curer Prediger froh waren, ihn bald wieder los zu werden. Nachträglich wurden allerlei Reden bekannt, die er in Lindau geführt hatte: er gehe nach Bündem an den Bundestag, sei einer der obersten Räte des Landes etc. Auch andere nach-

teilige Gerüchte waren verbreitet. In Cur selbst hatte er geprahlt, er werde in kurzem von seinem Fürsten nach Frankreich abgefertigt und hoffe, Gesandter in Bünden zu werden. „Da wäre das für angezündt“, bemerkt Fabricius. Ganz aus der Luft gegriffen waren aber seine Redensarten doch nicht. Denn im folgenden Januar richteten die Fürsten von der Pfalz, der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden ein Schreiben an die Graubündner, worin sie im Hinblick darauf, dass der Papst den Pass begehrt habe oder in Zukunft begehren könnte, die Mahnung aussprachen, schmeichlerischen Reden nicht zu trauen, sondern lieber Freundschaft und Nachbarschaft mit den deutschen Fürsten zu pflegen, wie sie selbst sich als Freunde erzeigen wollten. Ein Bundestag erteilte Anfangs Februar eine freundliche Antwort, und damit war diese Angelegenheit erledigt.

Fabricius hatte gehofft, nach dem Ilanzer Bundestag und nachdem im November endlich auch in der Sache gegen den Bischof der Entscheid gefallen war, sich wieder den lange vernachlässigten Studien hingeben zu können. Statt dessen musste er neuerdings sich mit Anabaptisten befassen, die im Hause eines Bürgers Zusammenkünfte abgehalten und die Wiedertaufe geübt hatten. Eine Meldung, dass Ferdinand die Wiedertäufer streng verfolge und sie sich deshalb nach Bünden ziehen wollten, liess es doppelt nötig erscheinen, rasch einzuschreiten. In einer Disputation trug Fabricius offen den Sieg davon; dagegen waren seine Bemühungen erfolglos, einen Buchhändler von Cur (Georg Frell), der mit einem Genossen ins Gefängnis geworfen worden war, von seinem Irrtum abzubringen. Nicht ohne Grund seufzte er am 19. November in einem Briefe an Bullinger: „Ich bin diß jaar im fägfür gesyn. Gott wölle, das sich das künftigt baß anlaße, insonders myns studirens halb.“

Am 18. Januar 1562 begann die dritte Sitzungsperiode des tridentinischen Konzils. Da lag denn Bullinger sehr daran, Nachrichten über die Verhandlungen möglichst bald zu erhalten, und in seinem Interesse bemühte sich Fabricius um deren Beschaffung, fand aber dabei nur geringe Unterstützung. Wohl hatten ihm die italienischen Amtsbrüder, sowie Johannes Travers, Friedrich von Salis und andere die schönsten Versprechungen gemacht; sie waren aber nicht im Stande oder gaben sich mit Ausnahme von Dr. Pergula

in Tirano nicht die nötige Mühe, sie zu halten. Auch Fabricius selbst verfolgte die Verhandlungen mit grösster Aufmerksamkeit und verfasste sogar eine Schrift gegen das Konzil. Schon im Mai sprach er die Absicht aus, eine Rede abzufassen, worin die Gründe dargelegt würden, warum der Besuch dieses Konzils für Christen unmöglich sei, und gegen Ende des Monats, als ein Bundestag und gleichzeitig die Synode stattfand, hielt er vor zahlreichen Zuhörern, worunter nicht wenige Papisten, eine Predigt über dieses Thema, das besonderes Interesse fand, weil der Bischof auf das Konzil eingeladen war, aber von den Bünden einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte. Fabricius gedachte, die in lateinischer Sprache gearbeitete Rede mit einer Schrift ähnlichen Inhaltes, die er schon im vorangehenden Jahr verfasst, die aber der Drucker Perna in Basel noch nicht gedruckt hatte, zu vereinigen, und erklärte sich zuerst damit einverstanden, sie pseudonym herauszugeben. Nachträglich entschloss er sich aber auf den Rat seines Schwiegervaters, seinen Namen zu nennen, trotz der Anfeindung, welche davon zu gewärtigen war. Den Druck übernahm, nachdem Froschauer wegen anderweitiger Arbeiten abgelehnt hatte, Oporin in Basel.<sup>1)</sup> Kaum erschienen, fand diese Schrift eine Entgegnung von Seiten des Spaniers Fontidonius, ebenfalls in Form einer Rede, die Fabricius schon zu Anfang Dezember in Händen hatte.

Fabricius fand zu solcher litterarischer Betätigung um so eher Zeit, als das Jahr 1562 weit weniger Unruhe und Aufregung brachte als die beiden vorangehenden. Der Kampf gegen den Bischof war beendet, die Angriffe auf das reformierte Bünden von aussen her waren glücklich abgewiesen, und den inneren Frieden drohten einzig Vergerius und einige unruhige Italiener zu stören. Schon Ende März kam der erstere wieder nach Cur, obwohl ihm Fabricius eine aus Glarus erhaltene Warnung vor drohenden Nachstellungen nach Lindau entgegengeschickt hatte. Da Vergerius aber in Cur geringes Entgegenkommen fand, zog er weiter nach Chiavenna und dem Veltlin und stiftete da Unfrieden, indem er sich in den noch nicht ganz zur Ruhe gekommenen Streit in der Kirche von Chiavenna mischte und eine Schrift des Petrus Leo verbreitete, worin die Zürcher Theo-

---

<sup>1)</sup> „Oratio, concilium Tridentinum frequentari non posse,“ 4<sup>o</sup>, Basel 1562.

logen und Fabricius angegriffen waren.<sup>1)</sup> Mitte Mai kehrte er nach Cur zurück, angeblich um die Ankunft Coignets, des französischen Gesandten in Solothurn abzuwarten und sich mit ihm über die bündnerischen Angelegenheiten zu besprechen. Nach Ausbruch des Religionskrieges in Frankreich hatte nämlich Coignet brieflich von den Bündnern Truppen begehrt, und es wäre wohl denkbar gewesen, dass er selbst das Gesuch auf dem Bundestag zu Ende Mai vorgebracht hätte, umso mehr als die Stimmung im Lande der Werbung nicht günstig war, sondern weit eher dazu neigte, der Gegenpartei Hilfe zu leisten, falls eine Aufforderung dazu ergehen sollte. Coignet kam aber nicht, und so hatte Vergerius keine Gelegenheit, seine Pläne zu verfolgen. Dagegen wohnte er der Synode bei, die gleichzeitig mit dem Bundestag stattfand. Als nochmals die Sache des Petrus Leo zur Sprache kam, machte Vergerius den Versuch, sich seiner anzunehmen, wurde aber zurückgewiesen. Jene von Michelangelo Florio und ihm selbst verbreitete Schrift hatte er dem Fabricius, der mit einer Klage beim Rat drohte, auszuliefern versprochen, wusste sich aber nachträglich durch eine nichtige Ausrede dem zu entziehen. Fabricius war seiner so überdrüssig, dass er mit Rücksicht auf neuerdings erhaltene Warnungen vor Nachstellungen, denen Vergerius unterwegs ausgesetzt sei, mit Schrecken erfüllt wurde bei der Vorstellung, dass man ihn bis zu seinem Tode im Lande behalten müsse. Einige Zeit nach der Synode entschloss sich aber Vergerius doch zur Abreise, freilich mit der Absicht wiederzukommen, und diktirte darum den Curer Pfarrern ein Schreiben, worin sie seine Entfernung bedauern und ihn zur Rückkehr auffordern sollten; doch hüteten sie sich wohl, den Brief abzusenden.

Die unangenehmen Erfahrungen, welche Fabricius aus Anlass dieser Synode wieder gemacht hatte, zusammen mit den sonstigen mannigfachen Widerwärtigkeiten, unter denen seine geistige Kraft erlahmte und seine Gesundheit litt, legten ihm wieder mehr als je den Gedanken nahe, seine Stellung mit einer andern zu vertauschen, die ihn mehr Ruhe und die nötige Zeit finden liesse, um die lange unterbrochenen Studien endlich aufzunehmen. Auf Bullingers Zuspruch ergab er sich darein, noch länger auszuharren, wiederholte aber zu Anfang des Winters seine Klagen und sprach neuerdings

---

<sup>1)</sup> Vgl. Trechsel, a. a. O., II, S. 129 ff

die Absicht aus, Bünden zu verlassen. Über die Gründe sind wir nicht unterrichtet, da offenbar mehrere Briefe aus dieser Zeit fehlen. Es mag dazu das Ärgernis beigetragen haben, das die Heirat eines Sohnes des Bürgermeisters Marti mit einer Tochter Rudolfs von Salis wegen der dabei zu Tage tretenden Gleichgültigkeit gegen die Reformation und des unmässigen Luxus ihm bereitet hatte. Doch muss er noch andere gewichtigere Gründe angeführt haben; denn Bullinger erklärte diesmal, sich seinem Wunsche nicht durchaus widersetzen zu wollen; nur gebe er ihm zu bedenken, ob mit seinem Weggang die Wunden auch geheilt und nicht vielmehr erst recht aufgerissen würden.

Als im nächsten Frühjahr durch den Tod des Pfarrers Matthias Hirsgarter die Pfarrstelle in Winterthur erledigt wurde, regte sich in Fabricius wieder der Wunsch, aus Bünden zurückberufen zu werden; doch äusserte er ihn in der bescheidensten Form und stellte alles Bullinger und der Behörde anheim. Auch diesmal wurde die Hoffnung nicht erfüllt. Es scheint, dass die Geistlichen Fabricius in Vorschlag gebracht hatten, dass aber die weltliche Behörde nicht darauf einging, dagegen mit Rücksicht auf die berechtigten Klagen des Fabricius und die Zusagen, welche man ihm früher gemacht hatte, den Beschluss fasste, an den Curer Rat zu schreiben, und ihn wohl aufforderte, das unzureichende Gehalt zu erhöhen. So dankbar Fabricius für ersteres war, so ungerne sah er letzteres. Denn schon bei früherer Gelegenheit (5. September 1560) hatte er bemerkt, seine Besoldung gelte als überaus hoch, und ein solches Ansinnen wäre nur eine Gelegenheit, ihn beim Volk verhasst zu machen; auch würde er sich ein Gewissen daraus machen, wenn seiner Besoldung wegen eine arme Wäscherin oder ein Tagelöhner in ihrer Steuer gesteigert werden sollen. Auf ein Schreiben, das Bullinger gleichzeitig mit dem Zürcher Rat an die Curer Bürgermeister gerichtet hatte, beteuerten diese ihre Geneigtheit, ihm und Fabricius, worin sie könnten, zu dienen; ob aber diesen Schreiben weiterhin auch Folge gegeben wurde und in welcher Weise, ist nicht bekannt.

Das Jahr 1563 nahm gleich seinem Vorgänger einen im Ganzen ruhigen Verlauf, brachte aber doch auch Kampf gegen innere und äussere Feinde. In Mailand hatte die Inquisition Waren mit Arrest

belegt, die den Gebrüdern Pellizari gehörten, Bündnern, die in Chiavenna ansässig, aber auch in Genf eingebürgert waren. Für sie verwandte sich Calvin bei Bullinger, der nicht nur Fabricius aufforderte, sich ihrer Sache anzunehmen, sondern auch den Zürcher Rat veranlasste, sich bei den Drei Bünden zu verwenden. Das hatte zur Folge, dass ein Bundestag als Repressivmassregel beschloss, drei Verordnete zu ernennen, die das Kloster Morbenn inventieren und einen Amtmann für die Verwaltung der Güter einsetzen sollten. Fabricius sah dieses Vorgehen gern und unterstützte es, in der Hoffnung, es könnte so vielleicht zur Aufhebung des Klosters kommen, das die Hauptstütze der Gegenreformation im Veltlin war. Die Angelegenheit zog sich lange hin, noch weit in das folgende Jahr hinein; der Ausgang war nicht der gewünschte.<sup>1)</sup> Im Juni wurde wieder die Synode in Cur abgehalten, zu der sich diesmal fast keine Italiener einfanden. Da Petrus Leo, obwohl im vergangenen Jahre exkommuniziert, nach Chiavenna zurückgekommen war und neuerdings den Frieden in der dortigen Gemeinde störte, wandten sich die Curer Geistlichen an die Drei Bünde mit einer Klage, worauf der Befehl erging, Leo gefangen zu nehmen und hinzurichten. Solche Strenge hatte Fabricius allerdings nicht erwartet, und er wünschte, der Gefährdete möchte noch rechtzeitig gewarnt worden sein; auf der andern Seite aber hoffte er von ihr einen heilsamen Schrecken für alle Gesinnungsgenossen Leos, deren noch manche vorhanden waren.

Nicht lange nach der Synode konnte Fabricius von einem schönen Erfolg berichten, den er mit der Predigt des Evangeliums in Schiers erzielt hatte. Schon Ende 1557 war eine Aufforderung, in einer grossen Gemeinde des Prättigaus zu predigen, an ihn ergangen, und er hatte bereitwillig Folge geleistet. Falls schon damals die Gemeinde Schiers es war, von der diese Aufforderung an ihn gerichtet wurde, muss aus der langen Zeit, die bis zum Durchbruch der Reformation verstrich, auf hartnäckigen Widerstand geschlossen werden. Wie sehr die Leute auch jetzt noch an den Bräuchen der alten Kirche hingen, zeigt die Erzählung des Fabricius, dass alte Frauen ihn beschworen, nicht die Entfernung der Heiligenbilder aus den Kirchen zu fordern; im übrigen wolle man

---

<sup>1)</sup> Vgl. Campell, Hist. Ræt. II, 427.

seine Predigt gern anhören. Er war auch verständig genug, einen Beschluss zu billigen, wonach man einstweilen die Bilder belassen, aber einen Prediger anstellen und in einiger Zeit wieder wegen der Bilder abstimmen wollte.

Schon im Jahre 1562 waren im Unterengadin allerlei von der orthodoxen Lehre abweichende Ansichten über die göttliche Vorsehung, die Vorherbestimmung und Gnadenwahl aufgetaucht, welche angeblich auf Predigten des Pfarrers von Lavin, Stephan Dominik, zurückgingen. Vor einer Versammlung von Abgeordneten der Gemeinden und Prediger aus dem Gericht Ardez wies der Pfarrer jeden Verdacht zurück, indem er seine Übereinstimmung mit der rätischen Konfession beteuerte und behauptete, seine Äusserungen seien missverstanden worden. Über die fraglichen Lehren aber stellten die anwesenden Pfarrer eine Erklärung auf, an welche sich alle streng halten sollten. Gleichwohl wurden im folgenden Jahr gegen einen von ihnen, den Pfarrer von Schuls, Martin Jecklin, ähnliche Klagen laut. Auch er wandte Missverständnisse vor, und eine neue Versammlung von Predigern in Schuls hielt es für geraten, keine Untersuchung zu veranstalten, sondern sich mit Bestätigung der früher aufgestellten Sätze zu begnügen, die auch der Synode vorgelegt und von ihr gebilligt wurden.<sup>1)</sup> Fabricius nahm davon Anlass zur Abfassung einer Schrift „De providentia divina“ in Dialogform, worin er durch einfache Darstellung des schwierigen Gegenstandes zu zeigen suchte, dass diese Lehre nichts Erschreckendes, sondern im Gegenteil sehr viel Erfreuliches und Tröstliches in sich berge.<sup>2)</sup> Der Schrift sind Fragmente eines Gedichtes „Hexaameron“ eingestreut; nach den Proben war die Absicht des Dichters, die sechs Schöpfungstage zu besingen; allem Anschein nach ist aber ausser diesen Bruchstücken nichts vollendet worden.

Auch Vergerius kam im Juni wieder nach Zürich und Cur, reiste aber weiter nach dem Veltlin und suchte wahrscheinlich das von Gesner ihm angeratene Bad in Bormio auf. Klagen über irgendwelche Umtriebe, die er sich im Veltlin wieder zu schulden hätte

<sup>1)</sup> Vgl. darüber Campell, Hist. Ræt. II, 416 f. à Porta, Hist. ref. eccl. Ræt. I. 2, 397 ff. Trechsel, a. a. O. II, 125 f.

<sup>2)</sup> „De providentia divina liber,“ 1563, von Fabricius seinem Schwiegervater Rudolf Collin gewidmet.

kommen lassen, werden diesmal nicht laut, sei es dass er sich ihrer wirklich enthielt, oder dass die Kunde davon infolge von Mainards Tod nicht nach Cur drang.

Im Herbst des Jahres erhielt Fabricius Kenntniss davon, dass auf seine Rede gegen das Konzil zwei neue Streitschriften erschienen seien, die eine, ebenfalls in Form einer Rede, von seinem früheren Gegner Petrus Fontidonius, die zweite von einem anderen spanischen Theologen Namens Cardillus verfasst.<sup>1)</sup> Fabricius ging sofort daran, eine Erwiderung zu schreiben, und sandte schon gegen Ende Oktober den Entwurf zum ersten Teil an Bullinger, der sich sehr beifällig aussprach. Trotz verschiedener Aufforderungen, die namentlich aus dem Veltlin an ihn gerichtet wurden, vollendete aber Fabricius diese Antwort zunächst nicht, wohl deshalb, weil das Konzil, dessen Auflösung schon früher wiederholt gemeldet worden war, im Dezember wirklich auseinanderging.

Weit mehr Unruhe und Aufregung brachten wieder die folgenden Jahre mit sich. Schon im November 1563 hatte Bullinger über die Vorgänge berichtet, welche zur Absetzung und Ausweisung Bernardino Occhinos, des Predigers der Locarnergemeinde in Zürich, geführt hatten, und in den letzten Tagen des Jahres sandte er eine Warnung: es heisse, Occhino habe sich, weil man ihn in Basel nicht dulden wollte, nach Bünden gewandt; man möge deshalb Vorsorge treffen, damit nicht Graubünden ein Schlupfwinkel und Asyl werde für alle Leute, die wegen verkehrter Lehren aus den orthodoxen Kirchen ausgewiesen würden. Sofort setzte Fabricius den Bürgermeister Tscharner davon in Kenntniss, und es wurde beschlossen, falls Occhino käme, ihn in Cur aufzuhalten. Doch erwies sich die Besorgnis als unbegründet. Er hatte sich nicht nach Bünden, sondern nach Nürnberg gewandt, begab sich später nach Polen und starb, auch dort nicht geduldet, in Mähren.

Schon früh im Jahre 1564, im Februar, begannen die Bemühungen eines Gesandten Philipps um Erlangung eines Bündnisses, das dem König den Pass durch Graubünden erschliessen

---

<sup>1)</sup> Von Fontidonius habe ich nur folgende Schriften verzeichnet gefunden, die in Betracht kommen könnten: „Pro sacro et œcumenico concilio Tridentino adversus Ioannem Fabricium oratio, habita in concilio nomine Philippi II., regis Hispaniarum“ und „Conciones duæ in concilio habitæ.“ Vgl. die folg. Anm.

sollte. Fabricius hatte sich anfangs ganz fern halten wollen, wurde aber bald auch hineingezogen in die Unruhe und Aufregung, in welche die spanische und die kurz darauf folgende französische Werbung das ganze Land versetzte. Dazu fand sich auch Vergerius wieder ein und verursachte viel Unmusse. Nachdem schon er selbst ein Rencontre mit dem spanischen Gesandten gehabt hatte, veranlasste glücklicherweise ein böser Handel, in den sein Diener verwickelt war, seine baldige Abreise. Die Absicht, welche er beim Abschied aussprach, bald wieder zu kommen, kam nicht mehr zur Ausführung, und dies war ein Glück; denn auch ohne seine Einmischung wollten die Streitigkeiten in der italienischen Kirche nicht zur Ruhe kommen. Schon war zwischen Mainards Nachfolger Hieronymus Zanchius und dem zweiten Prediger der Gemeinde in Chiavenna, Simon Florillus, wieder heftiger Zwist ausgebrochen, dem auch eine Pestepidemie kein Ende machte. Im Juni trat die Synode zusammen und befasste sich mit der Frage, wie sich die Prediger zu den Werbungen der Fürsten von Spanien und Frankreich stellen sollten. Fabricius hatte die Genugtuung, dass seine Ansicht, man solle zu keiner der beiden Verbindungen raten, aber die Gründe nicht verschweigen, die gegen ein Bündnis mit dem grimmigsten Feind des evangelischen Glaubens sprächen, von der Synode angenommen wurde trotz des geheimen und offenen Widerstandes, den ihm sein nächster Amtsbruder, Philipp Gallicius, entgensetzte.

Erst im Sommer, als infolge längerer Abwesenheit der beiden fremden Gesandten für einige Zeit wieder mehr Ruhe im Land herrschte, kam Fabricius dazu, seine Erwiderung auf die Schriften des Fontidonus und Cardillus zu vollenden, und zwar gab ihm den Anstoss dazu eine neue, eben erschienene Streitschrift des letzteren,<sup>1)</sup> in der mit anderen, berühmteren protestantischen Theologen auch er selbst bekämpft wurde. Der neue Angriff kam ihm als Rechtfertigung der so spät erscheinenden Antwort sehr gelegen, und schon Anfangs August hatte er seine Erwiderung vollendet. Sie war so abgefasst, dass er glückte, alle neuen Angriffe aushalten zu können, ohne sie erwidern zu müssen; denn

---

<sup>1)</sup> Über die Schriften von Caspar Cardillus Villalpandus vgl. die Briefe Nr. 544 und 623, wo die Titel angeführt sind.

er wünschte, endlich wieder zu den Studien zurückkehren zu können. Die Schrift fand durch Bezas Vermittlung einen Drucker in Genf, erschien aber erst im folgenden Jahre mit einem den Wünschen des Autors und Bullingers nicht ganz entsprechenden Titel.<sup>1)</sup> Sie hätten nämlich beide lieber das Konzil auf dem Titel nicht nennen wollen. Die Vorrede ist vom 1. August 1564 datiert und an Friedrich III. von der Pfalz gerichtet, der 1561 von der lutherischen zur reformierten Kirche übergetreten war. Bullinger, der anfänglich geraten hatte, lieber keine Antwort zu geben, erklärte jetzt sein völliges Einverständnis; es sei ein der Kirche nützliches Buch geworden.

Als im Sommer des Jahres der Pfarrer von Plurs der Pest wegen seine Gemeinde verliess und nach Cur floh, tadelte ihn Fabricius deshalb. Doch nahm Zanchius, der Prediger von Chiavenna, bei einer Zusammenkunft sich des Gescholtenen an, und da sie nicht einig werden konnten, vereinbarten sie, dass jeder seine Auffassung schriftlich darlegen solle. Fabricius tat dies in Form eines Gespräches zwischen einem Deutschen und einem Italiener und sandte dasselbe seinem Gegner zu<sup>2)</sup>. Dieser aber nahm die Schrift sehr ungnädig auf und wollte eine Verteidigung dagegen schreiben, weshalb Fabricius entschlossen war, das Gespräch gar nicht oder nur in anderer Bearbeitung zu veröffentlichen; denn er wünschte sich zu seinen sonstigen Gegnern nicht auch noch Zanchius zum Feinde zu machen.

Der Stille, welche wenigstens scheinbar während der mehrmonatlichen Abwesenheit des französischen und spanischen Gesandten geherrscht hatte, wurde nach deren Rückkehr ein Ende gemacht durch neue Umtriebe und Parteiungen. Zu diesen Sorgen aber gesellte sich Ende des Jahres noch der schwere Verdross, den ein böser Fehltritt des Gallicius seinem Kollegen bereitete.

So brach das neue Jahr (1565) an, das der Aufregung und Sorgen noch mehr bringen sollte. Das französische Bündnis wurde kurz nach Neujahr endlich angenommen. Aber schon Ende Januar zeigte sich, dass der spanische Gesandte nicht umsonst, bevor er

<sup>1)</sup> „Pro Christi ecclesia adversus improbas Fontidonii et Cardilli pro concilio Tridentino calumnias ad Germanos iusta defensio“, Genevæ 1565.

<sup>2)</sup> „De officio Christiani hominis tempore pestis“ (vgl. Nr. 643).

Bünden verliess, gegen diese Verbindung agitiert hatte. Es erhoben sich zuerst die Bergeller, dann auch die Oberengadiner und ein Teil der Unterengadiner, sowie die Oberhalbsteiner dagegen. Diese Landesteile waren wegen des mannigfachen Verkehrs mit dem Herzogtum Mailand dem spanischen Bündnis an sich gewogen gewesen, jetzt durch ihre Parteiführer ganz für dasselbe gewonnen worden und wollten sich darum in die gefallene Entscheidung nicht fügen. Der Verlauf dieses Engadiner Aufruhrs vom Jahr 1565, der auch der Speckkrieg genannt wird, ist erst jüngst von anderer Seite (allerdings ohne Berücksichtigung der Briefe) dargestellt worden;<sup>1)</sup> es erscheint daher unnötig, hier des Näheren darauf einzugehen. Trotz eidgenössischer Vermittlung legte sich der Aufruhr erst, nachdem ein Strafgericht zur Deckung der ausserordentlich hohen Kosten, die aufgelaufen waren, die bekanntesten Pensionäre Frankreichs mit zum Teil sehr beträchtlichen Bussen belegt hatte und ein zweites Strafgericht auch gegen die Führer der spanischen Partei vorgegangen war.

Aber noch ehe diese Unruhen gestillt waren, trat ein Ereignis ein, das den Gotteshausbund in neue Aufregung versetzte. Bischof Thomas Planta starb am 28. April im Bad Fideris, wo er Genesung gesucht hatte. Das feindselige Verhältnis, welches zu Anfang der sechziger Jahre zwischen ihm und den Curer Predigern bestand, hatte sich allmählich wieder freundlicher gestaltet; er las die Schrift des Fabricius „Von der göttlichen Vorsehung“, lud ihn zum Mahle ein und teilte ihm Nachrichten über das Konzil mit, erkundigte sich, als sie bei einem Mahle in der Stadt zusammentrafen, nach seiner Antwort auf die Angriffe der Spanier und liess sich mit ihm in ein scherzhaftes Gespräch ein; bei anderer Gelegenheit sprach er sich über die inzwischen gedruckte Antwort billigend aus und liess Aeusserungen gegen das Konzil und die beiden Spanier fallen. Fabricius bedauerte daher seinen Tod; denn er hatte sich schon schöne Hoffnungen gemacht und meinte, von dem Verstorbenen wären keine bösen Praktiken mehr zu gewärtigen gewesen; vielmehr habe er offenbar nicht beabsichtigt, sein Leben lang Bischof zu bleiben. Auch Bullinger hatte

---

<sup>1)</sup> S. die unten S. LI Anm. zitierte Arbeit von F. Jecklin.

sich eine günstige Meinung von ihm gebildet, ihm durch Fabricius noch im März eine Schrift samt einem eigenen Schreiben zustellen lassen und das Beste erwartet. Um so grösser war die Enttäuschung beider, als im September wichtige Schriftstücke aus dem Nachlass des Bischofs, namentlich solche, die das tridentinische Konzil betrafen, dem Fabricius in die Hände kamen, und er erkannte, dass alles nur eine Maske gewesen war.

Fabricius hätte natürlich am liebsten gesehen, dass dem verstorbenen Bischof kein Nachfolger gegeben worden wäre, und bemühte sich in diesem Sinn, wogegen Bullinger, in richtigerer Erkenntnis der Verhältnisse diese Lösung, die auch er gewünscht hätte, als unmöglich erachtete. Es bildeten sich sofort zwei Parteien; die eine wollte den Domherrn Beatus a Porta, Pfarrer von Feldkirch, wählen, die andere den betagten Erzpriester Bartholomæus von Salis, der schon 1541 und 1549 sich um die Bischofswürde beworben und im Gotteshausbund zahlreiche Anhänger gefunden hatte<sup>1)</sup>. Fabricius mahnte jetzt von der Kanzel herunter, man solle der Pfaffen müssig gehen und sie ihren Bischof wählen lassen, fand aber kein Gehör. Das Kapitel entschied sich mit Mehrheit für Beatus a Porta, der Gotteshausbund dagegen, mit dessen Rat nach einer Bestimmung der Ilanzer Artikel die Wahl erfolgen sollte, war fast ganz für den Erzpriester gewonnen. Einzig die Stadt Cur hing dem andern Bischof an, der ihr Bürger war, und geriet deshalb in grosse Gefahr. Denn der Anhang des Erzpriesters, hauptsächlich Engadiner, hatte den bischöflichen Hof besetzt und bedrohte die Stadt. Die beiden Prediger, namentlich aber Fabricius, bemühten sich deshalb, die Bürger zu bestimmen, dass sie sich nicht vom Gotteshausbund trennen und sich der Domherren, welche die Stadt um Recht angerufen hatten, nicht annehmen sollten. Diese Mahnungen, sowie Vorstellungen von Seiten des Gotteshausbundes, fanden auch wirklich Gehör, und Fabricius stand später nicht an, sich das Verdienst zuzuschreiben, dass er damals die Stadt Cur vom Untergang gerettet habe, indem er die erregte Bürgerschaft abhielt, den bischöflichen Hof zu

---

<sup>1)</sup> Vgl. über diese streitige Bischofswahl auch Salis, Die Familie von Salis, S. 84 ff.

stürmen, die Gotteshausboten zu verjagen und die Salischen zu töten. Für den Fall, dass wirklich die Wahl des Bartholomäus von Salis Gültigkeit erlangen sollte, war eine erhebliche Schwächung der bischöflichen Gewalt zu erwarten; denn er hatte bei seiner Wahl Artikel annehmen müssen, wie keiner seiner Vorgänger<sup>1)</sup>. Auch dieser Streit zog sich ausserordentlich in die Länge und kann in seinem weiteren Verlauf hier nicht verfolgt werden. Trotz aller Bemühungen der Gegenpartei wurde Bischof Beatus vom Papst und Kaiser anerkannt. Ebenso nahmen sich die katholischen Eidgenossen und die Zwei Bünde, die er angerufen hatte, seiner an, und durch Vermittlung von Vertretern der ganzen Eidgenossenschaft wurden im Juni 1566 Schiedartikel zwischen Bischof Beatus und dem Gotteshausbund aufgestellt und nach abermaligen Verhandlungen durch einen Spruch eidgenössischer Boten vom 23. November bestätigt, worauf der Bischof endlich in den Besitz des Bistums gelangte.

Fabricius machte sich durch seine Bemühungen, die Curer zum Anschluss an das Gotteshaus zu bewegen, bei den Anhängern des Bischofs Beatus verhasst, erregte aber auch bei der anderen Partei Anstoss dadurch, dass er, gestützt auf die Briefschaften des verstorbenen Bischofs, nachwies, wie gefährlich für das Land der Eid sei, den ein Bischof dem Papste schwören müsse, und deshalb darauf drang, dass man dem neuen Bischof, welcher es auch sei, Bedingungen auferlege, die ihn hindern würden, Schaden zu stiften. Er erbot sich auch auf der Kanzel jedermann gegenüber zum Recht und wurde wirklich von zwei Leuten wegen seiner Aeusserungen gerichtlich verfolgt, wusste sich aber so zu rechtfertigen, dass die Gegner gestraft wurden. Als Beatus schon die päpstliche Bestätigung erhalten hatte, zeigte sich die Stadt Cur bereit, dem Gegenbischof zu schwören unter der von ihm zugestandenen Bedingung, „das er des baapsts in dem fal müßig gaan und das Gottshuß allein für syne schutz- und schirmherren erkennen solle“. Sollte es gelingen, dass Salis in den Besitz des Bistums käme, so hoffte Fabricius, ihn zur Resignation bestimmen zu können. Doch kam er bald zur Erkenntnis, dass es nicht

---

<sup>1)</sup> Vgl. Salis, a. a. O., S. 91, Anm. 3.

möglich sein werde, Salis zu halten, und dachte nun darauf, falls Beatus in den Besitz gelangen sollte, dafür Sorge zu tragen, dass seine Macht beschränkt werde. Nachdem die katholischen Orte für Beatus eingetreten waren und bewirkt hatten, dass Abgeordnete des Oberen und Zehngerichtenbundes dem Gotteshausbund ein Recht vor den zwei Bünden setzten, bemühte sich Fabricius, um eine möglichst günstige Entscheidung herbeizuführen, darum, dass auch Zürich und die anderen evangelischen Eidgenossen sich ins Mittel legen sollten. Als aber auf sein wiederholtes Anhalten hin, der Rat von Zürich, durch Bullingers Vermittlung von allem unterrichtet, einen Boten an die Curer Bürgermeister sandte mit der Bitte um genaue Auskunft über die Lage der Dinge und endlich auch das Gotteshaus selbst sich an die VI Orte wandte, da musste Fabricius erfahren, dass Bürgermeister Tscharner und andere seit langem ein schändliches Spiel mit ihm getrieben hatten, indem sie scheinbar seinen Rat suchten, in Wirklichkeit aber bemüht waren, alle seine Absichten zu vereiteln. Er nahm sich, wie er schon seit langem auf der Kanzel den Streit nicht mehr berührte, jetzt der Sache nicht mehr an; doch kränkte es ihn, dass er, der stets in redlicher Absicht gehandelt hatte, nun von den Gegnern als der eigentliche Urheber des ganzen Zwistes hingestellt wurde. Lange Zeit hatte er auch in steter Furcht geschwebt, falls es zu einem Zusammenstoss kommen sollte, würde er der erste sein, dem es ans Leben ginge. Dass er unter solchen Umständen, wie schon im vorangehenden Jahre, als das von Gallicius gegebene Ärgernis auch seine Stellung erschwerte, wieder daran dachte, den Posten in Cur mit einem ruhigeren zu vertauschen, ist wohl verständlich; doch war er nicht gesonnen, sich dem Kampfe zu entziehen, sondern wollte einen ehrlichen Frieden abwarten. Seine wiederholten Bitten in dieser Hinsicht hatten im September 1565 wenigstens die Wirkung gehabt, dass die Behörde in Zürich ihn zwar nicht abberief, aber ihm zur Erhöhung seines unzureichenden Einkommens jährlich fünfzehn Mutt Kernen zusprach, eine Vergünstigung, die er freilich nur ein einziges Mal genossen haben dürfte.

Welche Haltung er dem französischen Gesandten gegenüber beobachten sollte, darüber wurde sich Fabricius früh klar. Nicht lange nach seiner Ankunft in Cur kam als ausserordentlicher Ge-

sandter Frankreichs ebendahin Mathieu Coignet,<sup>1)</sup> für dessen wahre Frömmigkeit sich Calvin in einem Briefe an Bullinger verbürgt hatte und den darum dieser wieder den Curern warm empfahl. Fabricius erklärte ihm, er werde mit seinem Amtsgenossen danach trachten, dem Bündner Volk seine Freiheit ungeschmälert zu erhalten, und liess sich auch durch den Einwurf, dass man doch sein Wort selbst dem Feinde halten müsse, nicht beirren, sondern erwiderte, in Kriegsgeschäfte menge er sich nicht; doch werde er als Diener des göttlichen Wortes seinen ganzen Einfluss aufwenden, um die Bürger vom Solddienst abzubringen. Er hatte aber schon in diesen wenigen Wochen die Überzeugung gewonnen, dass bei der Selbstherrlichkeit der Gemeinden nicht daran zu denken sei, das Bündnervolk jemals von der Neigung zum fremden Kriegsdienst abzubringen, und dass, falls wirklich einmal das Bündnis mit Frankreich aufgehoben werden sollte, vielleicht schon am nächsten Tage man sich wieder darum bewerben oder gar ein Bündnis mit dem Kaiser eingehen würde, was noch schlimmer wäre und sogar zum Bürgerkrieg führen könnte. Bullinger billigte diese vorsichtige Haltung seines Schülers und dessen Auffassung völlig und riet ihm, nach dem Spruch der Bibel „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“ zu handeln, legte aber doch grosses Gewicht auf gute Beziehungen zum Gesandten, die sich ohne Schaden pflegen liessen, in der Hoffnung, durch Coignet auf den französischen Hof zu Gunsten der Glaubensgenossen einwirken zu können. Und wie damals die evangelischen Eidgenossen durch eine Gesandtschaft beim französischen König Fürbitte einlegten für ihre verfolgten Glaubensbrüder, so beabsichtigten Ende August die Curer Pfarrer, von Coignet dazu aufgefordert, dem Herzog von Guise, der aus Italien über Cur nach Frankreich zurückkehren sollte, namens der Prediger in Graubünden eine Bittschrift zu überreichen, und ihrem Beispiele wollte die Zürcher Behörde Folge leisten. Doch fiel alles dahin, weil der Herzog nicht den Landweg einschlug, sondern zu Schiff nach Frankreich reiste. So gut die Absicht war, hätte der Schritt übrigens ohne Zweifel keinen besseren Erfolg gehabt als jene Gesandtschaft der evangelischen Städte, die nach langem Warten vom Könige ab-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Rott, Hist. de la représentation diplomat. de la France auprès des cantons suisses, Bd. I, S. 498.

gefertigt wurde mit dem Bescheid, die Eidgenossen möchten sich um die innere Verwaltung seines Landes nicht bekümmern.

Fabricius erhielt nach der Rückkehr der Gesandten die sämtlichen Akten von Bullinger zur Einsicht und fand, sie hätten sich der Sache nicht mit der nötigen Wärme angenommen. Als daher im folgenden Jahre neue Berichte von Verfolgung der Gläubigen in Frankreich kamen, glaubte er, einen zweiten Versuch dieser Art machen zu sollen. Er besprach seinen Plan mit Gallicius, und sie einigten sich, den Gesandten<sup>1)</sup> schriftlich aufzufordern, dass er bei seinem König auf Abstellung der Grausamkeiten dringe; wolle der König das nicht bewilligen, so gebiete ihnen ihr Gewissen, das Volk zur Aufhebung des Bündnisses zu veranlassen. Salazar geriet hierüber in grosse Bestürzung; denn er wusste wohl und erklärte es auch offen, seinem Könige liege nicht so sehr an dem Bündnis als daran, dass er den Pass durch Graubünden besitze (oder richtiger, dass der Pass seinen Feinden verschlossen sei). Er erklärte sich deshalb bereit, sofort an den Hof zu reisen, um sich für die Unterdrückten zu verwenden. Die Pfarrer brachten die Sache auch vor den Rat von Cur und erwirkten einen Beschluss, dass eine Abordnung dem Gesandten nachdrücklich die drohende Gefahr vorstellen solle. Gleichzeitig aber legte die Behörde den Geistlichen auf, sich ruhig zu verhalten, bis eine Antwort vom König eintreffe; sollte diese ungünstig ausfallen, dann könnte sie freilich ihnen nicht länger zumuten, gegen ihr Gewissen zu handeln. Weitere Folgen jedoch hatte dieser Schritt, soviel wir vernehmen, nicht. Ohne Zweifel taten die französischen Pensionäre alles, um beim Gesandten die Wirkung dieses „pfaffenwerchs“ abzuschwächen, was ihnen leicht gelingen konnte, da selbst Fabricius davor zurückschreckte, seine Drohung auszuführen. Er glaubte zwar bestimmt, Aufhebung des Bündnisses durchsetzen zu können, fürchtete aber, es könnte dadurch das ganze Land in böse Unruhen gestürzt werden. Und so mag die einzige Wirkung des Vorgehens darin bestanden haben, dass dem allzu ungebundenen Gebahren der französischen Partei und der Zunahme des Reiselaufens für einige Zeit ein wenig gewehrt wurde.

---

<sup>1)</sup> Es war nicht mehr Coignet, dessen ausserordentliche Mission schon längst erledigt war, sondern der ordentliche Botschafter Louis de Salazar, Sr d'Asnois, vgl. Rott, a. a. O., S. 496 ff

Jedenfalls reiste der Gesandte nicht sofort nach Frankreich, sondern erst einige Wochen später, und zwar weil er abberufen war.

An seine Stelle trat als französischer Botschafter im Juni 1558 Jean Jacques de Cambray, Kanonikus der Metropolitankirche von Bourges.<sup>1)</sup> So lange dieser in Cur weilte, zeigte er sich der Reformation nicht abgeneigt. Daher trat Fabricius nach anfänglicher Zurückhaltung auch zu ihm in ein freundschaftliches Verhältnis, geriet aber dadurch in eine etwas missliche Stellung, als der Gesandte für seinen König um Truppen warb, und musste sich sehr vorsichtig benehmen, damit nicht seine Mahnungen zum Daheimbleiben durch seinen Umgang mit Cambray der Wirkung beraubt wurden. Ein Zwischenfall zu Anfang des Jahres 1559 störte für einige Zeit das gute Einvernehmen. Der Gesandte suchte nämlich mehrere Franzosen, die wegen Raubmordes hingerichtet werden sollten, der Bestrafung zu entziehen. Fabricius aber trat dem entgegen, forderte auf der Kanzel den Vollzug der Strafe und wies darauf hin, dass schon in dem Aufschub bis zum Eintreffen einer Antwort des Königs, auch wenn dieser dem Recht den Lauf lasse, eine Beeinträchtigung der Freiheit des Landes liege. Die Entfremdung ging soweit, dass Cambray Drohungen gegen Fabricius ausstieß und der Rat sich seines Pfarrers annehmen musste. Die Differenz wurde schliesslich durch Bullinger geschlichtet, der Fabricius mit dem Hinweis auf die arge Empfindlichkeit der grossen Herren beschwichtigte, dem Gesandten gegenüber aber ihm ein sehr ehrendes Zeugnis ausstellte. Cambray besuchte noch einige Zeit eifrig die Messe; doch söhnten sich die Gegner allmählich wieder aus.

Nach dem Tode Heinrichs II. schien es eine Zeit lang, als ob die Verhandlungen über Erneuerung des Bündnisses, trotzdem es noch bis 1564 in Kraft bestand, schon jetzt aufgenommen werden sollten. Fabricius fühlte deshalb das Bedürfnis, sich klar zu werden über die Stellung, welche er zum Bündnis einnehmen sollte, und legte zu dem Zweck eine Sammlung aller für die Erneuerung vorgebrachten Gründe an. Wahrscheinlich vollendete er sie damals nicht, weil die Absicht wieder aufgegeben, ja sogar im Sommer 1560 Cambray abberufen und ihm nicht einmal ein Nachfolger gegeben wurde. In Voraussicht der baldigen Abreise hatte der Gesandte schon im

---

<sup>1)</sup> Vgl. Rott, a. a. O., Bd. II, S. 117 f.

Februar Fabricius eine Ausgabe des Augustin und andere Bücher als Geschenk angeboten; dieser scheint aber abgelehnt zu haben aus Bedenken, er könnte sich durch Annahme gegen die zürcherischen Gesetze verfehlen. Im Sommer liess er sich jedoch bestimmen, einen kleinen, schön gearbeiteten Ring als Andenken anzunehmen, und entschuldigte sich Bullinger gegenüber damit, dass die Zurückweisung geradezu als Beleidigung empfunden worden wäre. Beim gleichen Anlass fügte er bei, er habe den Umgang mit dem Gesandten hauptsächlich darum gepflegt, weil er durch diesen Vieles in Erfahrung bringen konnte, das ihm sonst verborgen geblieben wäre; namentlich wäre ihm ohne den Verkehr mit ihm niemals so klar geworden, wie gross die Macht des Geldes sei. Um aber bei der allgemeinen Käuflichkeit sich nicht selbst dem Verdachte auszusetzen, habe er in den drei Jahren seines Aufenthaltes in Cur lieber einen Teil seines eigenen Vermögens (über 200 Gulden) geopfert, als dass er die wiederholt angebotenen Geschenke angenommen hätte.<sup>1)</sup>

Während mehrerer Jahre (vom August 1560 bis zum April 1564) unterhielt Frankreich keinen eigenen Botschafter bei den Drei Bünden, sondern übertrug die Wahrnehmung seiner Interessen zweien seiner einflussreichsten Pensionäre, dem Hauptmann Gregorius Karli und Christian Gredig.<sup>2)</sup> Der Mangel eines besonderen Botschafters wurde nicht sehr empfunden, so lange sich die Gegner nicht rührten. Als aber im Sommer 1561 ein päpstlicher und ein spanischer Gesandter, Bernardino Bianchi und Angelo Riccio, in Bünden erschienen, und letzterer offen zwar nur die Forderungen des päpstlichen Gesandten unterstützte, die auf Unterdrückung der Reformation in den Untertanenlanden abzielten, im Geheimen aber für Philipp um den Pass durch Graubünden warb, da wurde die Lage für Frankreich keineswegs ungefährlich. Fabricius, dem fast ebensosehr daran lag, eine Verbindung mit Spanien zu hintertreiben, als Abweisung der päpstlichen Forderungen zu erreichen, unterrichtete durch Bullingers Vermittlung den französischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft, Mathieu Coignet, der sich gerade in Frankreich befand, von der Gefahr und drang darauf, dass sich ein Vertreter des Königs ein-

<sup>1)</sup> Vgl. dazu, was Johannes Jud (Miscell. Tigur. III, 19) sagt: Cambray habe „Fabricio pocula argentea vereeren wollen.“

<sup>2)</sup> S. Rott, a. a. O., Bd. II, S. 118.

Quellen zur Schweizer Geschichte. XXIV.

finde, um die Bemühungen Riccios zu vereiteln. Über die Antwort, die ihm durch Bullinger und direkt von Coignet zuzug, dass statt eines Botschafters ein Tresorier abgesandt sei und die Pensionen ausbezahlt werde, war er höchst unwillig; denn ihm sei es nicht um Förderung des Pensionenunwesens zu tun, sondern um die Sache der Kirche und namentlich darum, dass nicht ein Anerbieten Philipps, das Veltlin um eine grosse Summe zu erwerben, angenommen werde. Gleichzeitig aber war er besorgt für den Ausgang, weil auch der Tresorier, dessen Ankunft schon seit Monaten in Aussicht gestellt wurde, nicht kam und es den Anschein gewann, als ob die Bündner zum Besten gehalten werden sollten. Der Ersehnte traf schliesslich noch rechtzeitig ein und brachte ein freundliches Schreiben seines Königs mit, von dem sich Fabricius gute Wirkung versprach; allerdings meinte er: „waa der dativus nit darby wär, hettend die leeren wort wenig nachtruck. Ita habent Galli nostros, quales effecerunt.“<sup>1)</sup> Diese Umstände und die günstigen Nachrichten über den Fortgang der Reformation, die Bullinger ihm auf seine dringenden Bitten dank der damaligen Vorgänge (Religionsgespräch in Poissy) noch zustellen und durch welche Fabricius von den Gegnern ausgestreute Gerüchte widerlegen konnte, trugen sehr viel dazu bei, dass die Forderungen des päpstlichen Gesandten abgewiesen wurden und mit Rücksicht darauf Riccio vorzog, seine Werbung nicht öffentlich vorzubringen, wie es beabsichtigt war für den Fall, dass Bianchi eine günstige Antwort erhalten hätte.

Zu Anfang des folgenden Jahres verboten die Drei Bünde bei hoher Strafe, ohne ihre Erlaubnis fremden Fürsten zuzuziehen. Dennoch wurde bald darauf, als nach dem Blutbad von Vassy der Religionskrieg in Frankreich ausbrach, im Oberen Bunde im Geheimen für die königliche Partei geworben, ehe noch Coignet in Solothurn die offizielle Werbung vorgebracht hatte. Fabricius aber wünschte eine regelrechte offene Werbung durch einen Vertreter des Königs, in der Hoffnung, dass sie abgeschlagen und aller Zu-

---

1) Wie Coignet über die Sachlage dachte, zeigt eine Äusserung in einem Brief an Bullinger vom 19. September (bei Ferdinand Meyer, a. a. O. III, S. 55. Anm. 73) abgedruckt: „Eos motus inde oriri scio, quod pensiones particulares solutæ nondum erant et pecuniæ eo destinatæ culpa thesaurarii in alios usus conversæ sunt. Nunc eis satisfactum puto. Antiquissimus ille est ludus“ etc.

zug verboten werde. Als dann Ende Mai der Prinz von Condé in der Eidgenossenschaft für die Gegenpartei werben liess und ein Tag der reformierten Eidgenossen über Abordnung einer Botschaft nach Frankreich beraten sollte, empfanden es die (reformierten) Bündner als Zurücksetzung, dass man sie übergangen hatte. Ein Bundestag untersagte aufs strengste, der guisischen Partei Knechte zukommen zu lassen. Dafür erwartete man aber, dass der Prinz auch an die Bündner schreibe, oder dass sie wenigstens auf den Tag in Aarau geladen würden; denn ungeladen wollte man niemand abordnen und versprach sich nur von einer öffentlichen Werbung Erfolg, obgleich die Führer der französischen Partei, Hercules von Salis und Karli, am liebsten selbst zu Felde gezogen wären. Ehe noch ein durch Calvin endlich angekündigter Vertreter Condés eintraf, liess eine Nachricht von angeblichem Friedensschluss den Eifer wieder erkalten. An den Verhandlungen, die in dieser Sache im Juni geführt wurden, hatte Fabricius hervorragenden Anteil, da er nicht nur auf die Bündner einwirkte, sondern durch den Briefwechsel mit Bullinger die Verbindung mit den evangelischen Eidgenossen und weiterhin durch Calvins Vermittlung mit dem Prinzen selbst herstellte und unterhielt. Auch nachträglich noch, als berichtet wurde, dass in Frankreich alles gut stehe, bedauerte er, dass die günstige Stimmung der Bündner nicht benützt worden war. Trotzdem der Krieg, statt beendet zu sein, erst recht ausbrach, scheint grösserer Zuzug aus Bünden nicht stattgefunden zu haben; doch verfolgte man die Kriegsereignisse mit grösster Aufmerksamkeit.

Erst im Jahre 1564, als Frankreich die Verhandlungen über Erneuerung des Bündnisses mit den Eidgenossen und ihren Zuge wandten aufnahm, wurde für nötig erachtet, wieder einen besonderen Botschafter nach Graubünden zu entsenden. Als solcher traf im April des Jahres Pomponne de Bellièvre, königlicher Statthalter von Vermandois, in Cur ein, und es war die höchste Zeit, dass der König sich endlich wieder um die Freundschaft der Bündner bemühte, wollte er nicht den Pass durch ihr Land seinem Rivalen zufallen lassen; denn schon hatte Spanien offen um ein Bündnis erworben.<sup>1)</sup> Dem spanischen Gesandten Adrian von Verbecq war im

<sup>1)</sup> Vgl. Rott, a. a. O. II., S. 119 ff. und Fritz Jecklin, Der Engadiner Aufruhr des Jahres 1565 (34. Jahresber. d. Histor. antiquar. Gesellsch. v. Graubünden)

Februar von einem Bundestag auf seinen Vortrag die Antwort erteilt worden, wenn er leidliche Artikel vorschlagen könne, so sei man geneigt, einen Versuch zu machen, und kurze Zeit nachher hatte er sich neuerdings mit dem Entwurf zu einem Bündnis eingestellt. Fabricius wollte sich eigentlich von dieser Sache ganz fern halten; als er aber durch Karli und den Bürgermeister von den Bedingungen unterrichtet und aufgefordert wurde, zu ändern, was ihm nicht gefalle, glaubte er, sich nicht ablehnend verhalten zu dürfen, und stellte Gegenvorschläge auf. Er sah, dass die einflussreichsten Männer schon ganz für die Verbindung gewonnen seien, und musste fürchten, wenn er seine Mitwirkung versage, werde sie auf Bedingungen abgeschlossen, die ihm unerträglich schienen. Namentlich Hercules von Salis, sonst ein Haupt der französischen Partei und der eifrigste Förderer der Reformation in Chiavenna, betrieb die Annahme des Bündnisses, und seine und seiner zahlreichen Genossen Bemühungen wurden unterstützt durch das bestimmt auftretende Gerücht, dass die Eidgenossen dem Spanier den Pass schon zugesagt hätten. Die Abänderungen, welche Fabricius an dem spanischen Entwurf vornahm, waren recht einschneidend, indem danach der Pass ganz abgeschlagen und statt der verlangten Knechte zum Schutz der spanischen Länder in ganz Italien nur solche zum Schutze des Herzogtums Mailand gewährt werden sollten. Selbst dieses Zugeständnis hätte Fabricius lieber nicht gemacht, wurde aber darauf hingewiesen, dass die Hauptleute und ihr Anhang, da in Frankreich kein Krieg sei, eine solche Bestimmung doch wieder in das Bündnis hineinbringen würden. Auch die Versicherung des Hercules von Salis, dass keine Praktiken gegen die Religion zu befürchten seien, vermochte ihn nicht ganz zu beruhigen; dennoch wagte er nicht, auf gänzliche Abweisung der Verbindung zu dringen, da er zwar mit Hilfe der Prädikanten sie durchsetzen zu können meinte, aber davon inneren Aufruhr und Feindseligkeiten Spaniens befürchtete. Die abgeänderten Bedingungen gefielen aber in Mailand nicht, weshalb Verbecq selbst sich zum Herzog begab und in Begleitung eines zweiten Gesandten, des Grafen Johann von Anguis-

---

S. 7 ff. Leider sind die Briefe darin gar nicht zu Rate gezogen, obwohl sie für die ganze Arbeit fast ebenso gute Dienste hätten leisten können, als Rotts Darstellung (a. a. O.) sie für den ersten Teil geleistet hat.

ciola, mit neuen Anträgen zurückkehrte, kurz bevor der Botschafter Frankreichs in Bünden eintraf.

Bellièvre nahm unverzüglich die schwierige Aufgabe, welche ihm gestellt war, mit aller Energie in Angriff und machte den Spaniern mit Erfolg das schon fast gewonnene Terrain streitig. Schon Anfangs Mai äusserte Fabricius die Vermutung, dass das französische Bündnis angenommen werden dürfte. Er hatte zuerst geschwankt, welche Stellung er jetzt einnehmen sollte. An sich hätte er Abweisung beider Bündnisse, nach dem Vorbilde Zürichs, am liebsten gesehen; doch glaubte er bei den grossen Geldspenden und der allgemeinen Bestechlichkeit der Entscheidung für das eine den Vorzug geben zu müssen, und selbstverständlich entschied er sich für das kleinere Übel, als das ihm die Verbindung mit Frankreich gelten musste. Nach langer Überlegung war er so zu dem Entschluss gekommen, zur Eingehung des französischen Bündnisses nicht zu raten, aber wenn er sähe, dass man dazu neige, darauf zu dringen, dass es abgeschlossen werde unter Bedingungen, die dem Lande und der Kirche keinen Schaden brächten. Demgemäss erklärte er auch in der Predigt, er rate weder zu dem einen noch zum andern Bündnisse. Weil er aber auch die Gründe aufführte, die gegen die Verbindung mit einem Fürsten sprachen, der den evangelischen Glauben aufs ärgste verfolgte, wurde er von der spanischen Partei als Anhänger Frankreichs bezeichnet. Er wünschte, dass auch Zürich in diesem Sinne an die Bünde oder doch an Cur schreibe; doch geschah es, weil nicht offiziell darum ersucht worden war, auch nicht in offizieller Form. Anfangs Juni hatte Bellièvre es durch seine Bemühungen schon so weit gebracht, dass ihm zugesagt wurde, sofern die alten Soldansprüche befriedigt würden, wolle man seine Werbung an die Gemeinden kommen lassen; allerdings erhielt sein Gegner eine ähnliche Zusage. Beide Botschafter verliessen darauf Cur für längere Zeit. Während ihrer Abwesenheit ging Fabricius daran, den Hauptinhalt seiner Predigten über die Bündnisfrage aufzuzeichnen und in Form von drei Reden zu verarbeiten. Diese Reden über die Frage, ob ein freies Volk sich mit einem auswärtigen Fürsten verbinden könne oder solle, sind handschriftlich erhalten, auch viel später gedruckt worden.<sup>1)</sup> In der

<sup>1)</sup> Iohannis Fabricii Montani orationes tres contrariæ, in quibus disquiritur, an libera gens aliqua se communi fœdere cum extero principe possit aut

ersten empfiehlt ein Krieger gerade mit Rücksicht auf die Freiheit des Landes ein Bündnis mit dem mächtigsten König als äusserst nützlich und ehrenvoll aufs dringendste; in der zweiten erklärt dagegen ein Theologe, es bedeute eine schwere Schädigung für den Freistaat und gereiche ihm weder zum Nutzen noch zur Ehre; in der dritten aber bekennt ein Staatsmann, er sehe nicht ein, was gegen eine solche Verbindung sprechen könnte, wenn es möglich sei, sie abzuschliessen auf Bedingungen, die den Forderungen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit nicht widersprüchen. In solcher Weise also hatte der Autor einen Kompromiss geschlossen mit den Verhältnissen, die zu ändern nicht in seiner Macht stand, obwohl er gleich Bullinger den Standpunkt des Theologen für den richtigen hielt und nicht nur religiöse Bedenken hegte, sondern auch für die Zukunft des Landes schweres Unheil befürchtete.

Die Entscheidung, welches Bündnis angenommen werden sollte, zog sich noch lange hinaus. Um die Mitte des Septembers war Bellièvre zurückgekehrt; als Vertreter Spaniens aber fand sich erst Ende November Sancho de Londina ein, begleitet von dem früheren Gesandten Verbecq und dem Sekretär Ascanio Marso. Den weiteren Verlauf der Verhandlungen und das Intriguenspiel im einzelnen zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Es genügt zum Verständnis der Briefe, zu wissen, dass Bellièvre endgültig den Sieg davon trug, obschon die spanische Partei, um das Bündnis mit Frankreich zu verhindern, zuletzt den Ruf erschallen liess, man solle sich aller Bündnisse enthalten. Fabricius, der selbst auf der Kanzel dies als das Wünschenswerteste bezeichnet, aber beigefügt hatte, wenn man es, wie offenbar sei, nicht tun wolle, so möge man sich wenigstens an einem Herren genügen lassen, konnte diesen Umtrieben, die er wohl durchschaute, nicht entgentreten, um nicht als parteiisch zu gelten. Der Ärger über das schamlose Treiben und die allgemeine Käuflichkeit setzte ihm aber so zu, dass er daran dachte, wenn der Rat von Zürich seinen wiederholt kundgegebenen Wünschen nicht entspreche, sich selbst um eine andere Stellung umzusehen.

---

debeat coniungere? Editæ per Iohannem Pontisellam Rhætum. Insulis Acroniis. 1615. Vgl. Miscell. Tigur. III, S. 393.

Ein Bundestag nahm am 15./16. Januar das Bündnis mit Frankreich an mit einer Mehrheit von 13 Stimmen, gegen die freilich manches hätte eingewendet werden können. Denn einmal hatten die Annehmenden nicht in allen Drei Bünden die Mehrheit; sondern im Oberen Bund überwogen die Ablehnenden, und Bellièvre hatte, damit man trotzdem sagen könne, die Drei Bünde seien in das Bündnis eingetreten, einen Beschluss erwirken müssen, wonach das Mehr nicht für jeden Bund gesondert festgestellt, sondern alle Stimmen zusammengezählt worden waren. Ausserdem aber hatte man die Stimmen von siebzehn Boten, die sich der Abstimmung enthielten, mitgezählt und zwar offenbar als bejahende. Von den Bedingungen, an die Fabricius die Annahme hatte knüpfen wollen, war keine beobachtet. Die Bünde gingen nicht ein Sonderbündnis, getrennt von den VII katholischen Orten, ein, sondern schlossen sich der Vereinigung an, welche die eidgenössischen Orte im Dezember angenommen hatten. Und was die Bedingungen betraf, welche Fabricius hinsichtlich des Glaubens hätte einfügen wollen, wurde allerdings auf sein Drängen der Gesandte auf das Rathaus geladen und ihm vorgehalten, dass bei Ausbruch eines neuen Religionskrieges in Frankreich die Bündner dem König nicht verpflichtet sein sollten. Bellièvre gab darauf schöne Worte, er hoffe zuversichtlich, dass es nie mehr dazu komme, und wolle dem König alles getreulich hinterbringen; aber „by söllicher protestation ist es heliben.“ Fabricius hatte sich also umsonst bemüht, und es ist kein Zweifel, dass beim Zustandekommen eines spanischen Bündnisses seine Aussetzungen ebensowenig berücksichtigt worden wären. Die Parteiführer scheinen, weil sie seine Gegnerschaft fürchteten, mit ihm ihr Spiel getrieben zu haben. Am 18. Januar wurde das Bündnis in Cur besigelt, und an seinem Bestand änderte auch ein Aufruhr nichts mehr, der infolge der Umtriebe des spanischen Gesandten noch im Winter in den Talschaften des Gotteshausbundes jenseits der Berge ausbrach. Denn auf einem Bundestag in Davos Ende März 1565 erklärten die Vertreter der Drei Bünde in Gegenwart eidgenössischer Boten, bei der Vereinigung bleiben zu wollen, und zwar sprach sich diesmal der Obere Bund mit Mehrheit dafür aus, dagegen nur einige Gerichte des Gotteshausbundes.

Dem französischen Gesandten Bellièvre trat Fabricius erst näher, als dieser zum zweiten Male nach Cur kam. Anfangs hatte

ihn das Gerücht, dass Bellièvre der Partei der Guisen angehöre, ferngehalten. Nachdem er ihn aber bei wiederholtem Zusammentreffen als einen Mann von gelehrter Bildung und trefflichem Charakter kennen gelernt, und auch Bullinger wie Coignet sich sehr günstig über ihn ausgesprochen hatten, wagte Fabricius, dem Gesandten gegenüber offener zu reden, und wurde mit ihm so vertraut, dass sie ihre Ansichten über die eidgenössische Politik austauschten. Bellièvre machte sogar einen Versuch, durch den gemeinsamen Freund auf die Zürcher einzuwirken (wahrscheinlich wollte er sie zum Anschluss an das Bündnis bestimmen). Fabricius erklärte sich bereit, die Vermittlung zu übernehmen; dagegen selbst auf Männer wie Bullinger und Gualther irgendwie Einfluss zu üben, lehnte er ab und betonte auch in dem Briefe, dem die Auseinandersetzungen des Gesandten beigelegt waren, er wolle keineswegs Ratschläge erteilen. Wie in diesem Fall das Urteil Bullingers über Bellièvres Vorlage lautete, ist den Briefen nicht zu entnehmen. In einem zweiten Fall aber, wo es sich um die Haltung der Glarner handelte, äusserte er sich sehr missfällig. Von dem freundschaftlichen Verhältnis zwischen Fabricius und Bellièvre geben noch zwei Gedichte Zeugnis, die sie 1564 wechselten, als der beiden teure Reformator von schwerer Krankheit genesen war.<sup>1)</sup> Später, in dem Streite, der sich 1565 nach dem Tod des Bischof Thomas über die Wahl seines Nachfolgers erhob, standen Fabricius und der französische Gesandte nicht auf der gleichen Seite, was auch ihren persönlichen Verkehr ungünstig beeinflusst haben mag.

Als Bellièvre zu Anfang Oktober 1565 Cur verliess, erhielt er zunächst keinen Nachfolger; sondern sein bisheriger Dolmetscher und Sekretär Balthasar von Grissach hatte die Interessen Frankreichs bei den Drei Bünden zu vertreten, bis im April 1566 in Pierre de Grantrye wieder ein richtiger Botschafter die Aufgabe übernahm.<sup>2)</sup> Obwohl Grantrye Bullinger und Gualther wohl bekannt war, scheint Fabricius mit ihm nicht mehr in näheren Verkehr getreten zu sein.

---

<sup>1)</sup> Sie sind abgedruckt in den *Miscell. Tigur.* III, S. 394. Das Datum des Gedichtes von Bellièvre (2. Okt. 1564) kann aber nicht richtig sein, da Bullingers Brief vom 2. November nach seinen eigenen Worten der erste ist, den er nach sieben Wochen dauerndem Krankenlager schrieb.

<sup>2)</sup> Vgl. Rott, a. a. O., II, S. 130.

Neben der inneren Politik der Drei Bünde und ihrem Verhältnis zu den auswärtigen Mächten spielen auch die Beziehungen zur Eidgenossenschaft in dem Briefwechsel eine keineswegs nebensächliche Rolle. Wenn die Eidgenossen im Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts wiederholt mit Erfolg vermittelt hatten in Streitigkeiten, die zwischen ihren Zugewandten entstanden waren, so fanden die Drei Bünde namentlich in dem langwierigen Streit zwischen den katholischen Orten und den reformierten Glarnern in der ersten Hälfte der sechziger Jahre Gelegenheit, sich dankbar zu erweisen. Aus den Briefen ergibt sich noch weit deutlicher als aus den eidgenössischen Abschieden, wie entschieden die Bündner für die Sache der Glarner eintraten und sogar bereit waren, nötigenfalls zu den Waffen zu greifen. Der Einfluss, den Fabricius ausübte, zeigt sich vielleicht am deutlichsten in dieser Sache, wo seinen Bemühungen weniger als in andern Fällen der Eigennutz der Parteiführer entgegenstand.

Aber wenn auch Fabricius in solcher Weise auf die innere und äussere Politik Graubündens einzuwirken suchte, so besteht doch ein grosser Unterschied zwischen ihm und jenen Bündner Prädikanten des siebzehnten Jahrhunderts, welche die Leitung der ganzen Politik an sich zu reissen bemüht waren; denn er suchte nur insoweit, als es das Interesse der von ihm vertretenen Kirche und ihre Lehre zu erfordern schien, Einfluss auf die Entscheidungen zu üben, beschränkte sich aber im übrigen auf sein Amt und überliess die Leitung der Staatsgeschäfte den dafür eingesetzten Behörden. Und wenn seine Bemühungen nicht immer zu dem gewünschten Ziele führten, so hat dazu gerade der Umstand viel beigetragen, dass er die Macht, welche sein Amt ihm in die Hände gab, nicht rücksichtslos gebrauchte, sondern der Ruhe des Landes zuliebe darauf verzichtete, das Volk durch seine Amtsbrüder aufzureizen. Ausserdem aber trat ihm in vielen Fällen auch Eigennutz und Hinterlist hindernd in den Weg und bereitete ihm bittere Enttäuschungen. Seine Haltung war stets von ehrlicher Überzeugung eingegeben, und dieses Bewusstsein half ihm hinweg über Misserfolge, denen sich ein mit allen Verhältnissen besser vertrauter und kühler rechnender Politiker vielleicht nicht ausgesetzt hätte.

Neben der amtlichen Wirksamkeit im engeren und weiteren Sinn fand Fabricius in den Jahren seines Aufenthaltes in Cur noch

Zeit zu litterarischer Betätigung. Jedoch diese in Cur verfassten Schriften sind weniger dem gelehrten theologischen Studium entsprungen als vielmehr in engem Zusammenhang mit der Amtstätigkeit entstanden und verfolgen in der Mehrzahl praktische Ziele. So entstand 1561 die Schrift über die Frage, ob ein christliches Volk einem Bischof die weltliche Macht entziehen dürfe, und ins gleiche Jahr fällt das Büchlein „Der Christen gloub“, worin die beiden in Ilanz vor dem Bundestag gehaltenen Predigten vereinigt sind. Es folgte 1562 die Rede gegen den Besuch des Konzils, der 1559 schon eine unbedeutende kleinere Streitschrift „Echo“ vorausgegangen war, 1563 das Buch „Von der göttlichen Vorsehung“, 1564 die drei Reden über das französische Bündnis, die Antwort an Fontidonius und Cardillus und die Schrift, wie sich ein Christ in Pestzeiten verhalten solle. Ausserdem veröffentlichte Fabricius schon 1560 eine ziemlich umfangreiche deutsche Schrift mit dem Titel „Trostbüchle“, die im Anschluss an Predigten über den Propheten Habakuk entstanden war und von ihm den aus Richenweiler im Elsass vertriebenen Predigern Matthias Erb, Niklaus König und Jakob Rietmüller gewidmet wurde, „darumb daß üwer not und anligen mich behertziget und disem minem schriben ursach und anlaß geben hat; derhalben ich mich ouch nit vil klüger und geblümter worten beflissen, sonder einfalt und schlächt von dem handel, wie er an im selbs ist, geredt hab. Dann mir wol bewußt, daß bekümmerten und betrübten menschen nit als viel umb die wort als umb den trost und verstand der worten ze thun ist.“

Im März 1565 sodann verfasste Fabricius auf Bitten Wolfgang Hallers eine Autobiographie in Prosa und liess ihr im November eine poetische Bearbeitung in elegischem Versmass folgen. Zu grösseren dichterischen Versuchen fand er im übrigen in Cur die Zeit und Stimmung nicht mehr; wenigstens ist nichts bekannt als die früher genannten Bruchstücke einer Hexaameron betitelten Dichtung über die sechs Schöpfungstage und unbedeutende Gelegenheitsgedichtchen.<sup>1)</sup> Die letzte Arbeit, mit der er sich noch auf dem Todbette beschäftigte, war eine Anweisung zur Abfassung von Pre-

---

<sup>1)</sup> Wie Spottverse auf Brenz vgl. Nr. 401 und die in den Miscell. Tig. III, S. 394 und 403 ff. abgedruckten Proben.

digten; er wollte sie für seine Söhne niederschreiben, konnte sie aber nicht mehr vollenden.<sup>1)</sup>

Zu botanischen Studien, wie sie Fabricius in Zürich gepflegt hatte, fand er in Cur treffliche Gelegenheit und machte davon auch fleissig Gebrauch, unternahm häufig Alpenwanderungen und bestieg, wohl als der erste, mit Pontisella und dem Curer Arzt Zacharias Beeli Ende Juni 1559 den Calanda.<sup>2)</sup> Ein Loblied auf solche Bergwanderungen ist auch seiner Schrift „De providentia“ am Schluss eingefügt. Alle diese Ausflüge aber benützte er, um für Gesner fleissig Blumen und Samen zu sammeln, und in seinem Pfarrgarten hatte er ein besonderes Versuchsgärtchen für Alpenpflanzen angelegt, wo er sie zu akklimatisieren suchte, bevor sie nach Zürich gesandt wurden, oder von ihnen Samen zog. Auch Angaben über Mineralquellen in der Umgebung von Cur sandte er gelegentlich an Gesner und scheint das medizinische Studium wieder aufgenommen zu haben. Zeugnis geben von diesen naturwissenschaftlichen Bestrebungen noch mehrere Briefe, die Gesner an ihn gerichtet hat.<sup>3)</sup> Im Sommer 1561 begleitete dieser Fabricius auf einer Reise nach Bormio, die unter anderm auch zum Besuch der berühmten Heilquellen von Schuls und des Bades Alveneu benutzt wurde. Nach der Rückkehr sandte Fabricius dem Freund ein hübsches Gedicht auf die Schulser Quellen, das Gesner einer neuen Auflage seines Werkes über die Heilquellen einzuverleiben beabsichtigte.<sup>4)</sup>

Aber wenn Fabricius auch gelegentlich Zeit fand, um sich auf so verschiedenen Gebieten mit Erfolg zu betätigen, so mangelte ihm doch die Muse zu regelmässigem anhaltendem Studium, wie es für seine Fortbildung in theologischer Gelehrsamkeit erforderlich gewesen wäre, und es blieben daher verschiedene noch in Zürich begonnene grössere theologische Werke, darunter eine Sammlung

<sup>1)</sup> Vgl. Miscell. Tig. III, 395: „De formandis concionibus extemporalis quaedam Ioh. Fabritii Montani ad filios institutio.“

<sup>2)</sup> Vgl. den Brief an Gesner vom 26. Juni 1559, im Anhang zu der von Gesner herausgegebenen *Historia de plantis* des Valerius Cordus, f. 235<sup>b</sup> abgedruckt.

<sup>3)</sup> Vgl. Gesner, *Epistola medicinales*, Zürich 1577, f. 88 ff. und Gesners *Horti Germaniæ* f. 232, 252<sup>b</sup>, 296 und an andern Stellen.

<sup>4)</sup> Abgedruckt Miscell. Tig. III, 404 f.

„Officia Christianorum“, und erklärende Schriften zu den Briefen der Apostel Petrus, Jacobus und Johannes unvollendet.<sup>1)</sup> Fabricius bedauerte sehr, dass ihm die Fortsetzung der gelehrten Studien nicht mehr möglich sei, und wünschte auch aus diesem Grunde sehnlichst, das schwere Amt in Cur mit dem ruhigeren Posten eines einfachen Landgeistlichen im Gebiete von Zürich vertauschen zu können. Doch seine oft wiederholten Bitten fanden kein Gehör, und die ersehnte Erlösung brachte ihm in anderer Weise im Sommer 1566 ein früher Tod.

Schon zu Anfang der sechziger Jahre klagte Fabricius wiederholt über geschwächte Gesundheit und suchte darum auch 1561 die Bäder in Bormio auf, konnte sie aber infolge Erkrankung nicht benutzen. Im folgenden Sommer hätte er gern in Pfävers gebadet; doch gestatteten es seine Mittel und Amtspflichten nicht. Sodann legt er in der Einleitung zu seiner Schrift „Von der Vorsehung“ dem Sprecher Theokrit eine Äusserung in den Mund, die wohl auf ihn selbst bezogen werden darf. Theokrit sagt nämlich dort, die Ärzte hätten ihm ganz offen erklärt, dass er durch fortwährende, unausgesetzte Anspannung des Geistes seine körperlichen und geistigen Kräfte schwäche und allmählich zu Grunde richten werde, und hätten ihn deshalb zu fleissigem Spazierengehen veranlasst. Bei seiner Neigung für Naturbetrachtung mag Fabricius dieser Mahnung nicht ungerne Folge geleistet haben; doch war das Heilmittel nicht im Stande, die schädliche Wirkung der fortgesetzten Aufregungen und des vielfältigen Verdrusses bei angestrenzter Tätigkeit aufzuheben, und es trat dazu in den letzten Jahren noch ein schmerzhaftes Steinleiden. So kommt es, dass Fabricius selbst schon im November 1565, erst 38 Jahre alt, an Bullinger schreibt: „Ich sol nütt meer, bin nitt der alt Fabricius; dan die unrûw macht, das ich nütt meer studier; kan kum zesämen samlen uff die predigen“, und im folgenden Juni klagt er: „Ich bin wol als müyd als yemand anders.“ Er suchte dann auch, durch seinen schlechten Gesundheitszustand genötigt, im Juli das Fideriser Bad auf; aber er versprach sich von der Kur nur geringen Erfolg, weil er die quälenden Sorgen nicht daheim zurücklassen konnte.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Miscell. Tig. III, 11 und 23.

Noch vor Ende Juli kehrte Fabricius nach Cur zurück, wo die immer heftiger auftretende Pest seine Anwesenheit erforderte. Schon 1565 hatte sich die Krankheit, von der im vorangehenden Jahr Chiavenna wie Zürich schwer heimgesucht worden war, auch im diesseitigen Bünden gezeigt und jetzt im April 1566 die Hauptstadt ergriffen, in der sie diesmal fast noch schlimmere Verheerungen anrichten sollte als sechzehn Jahre vorher. Im Juni war ihr Gallicius mit Frau und mehreren Kindern erlegen und hatte einen Nachfolger erhalten in Johannes Gantner, wodurch Fabricius die Badekur ermöglicht wurde. Da aber in seiner Abwesenheit die Seuche zugenommen hatte, glaubte er nicht länger fernbleiben zu können, und übte nun mit der Tat, was er einige Jahre vorher als Pflicht eines Christen in solcher Lage hingestellt hatte. Er besuchte alle Kranken, die ihn rufen liessen, predigte, richtete die Betrübten auf, schonte sich selbst in keiner Weise und sah dem fast sicheren Tode mutig entgegen. Am 20. August befand er sich mit Frau und Kindern noch wohl. Aber schon hatte sich die Pest im Hause eingenistet; eine Dienerin war daran gestorben und das Kind der Amme des jüngsten Töchterchens erkrankt. Und bald darauf wurde auch die Familie des Hausherrn von der Seuche erfaßt, zuerst das jüngste Kind, dann die Mutter und zuletzt Fabricius selbst mit zwei Söhnen. Er starb am 5. September, und von der Familie blieb niemand übrig als zwei unmündige Knaben, die der Grossvater, Rudolf Collin, zu sich nach Zürich nahm<sup>1)</sup>.

Als Bullinger die Nachricht vom Tode seines Schülers und Freundes erhielt, trug er in seinem Tagebuch unter dem Datum des Todestages die Worte ein: „Am 5. September starb in Cur in Bünden der überaus getreue Mitbruder und hochgelehrte Mann Johannes Fabricius“<sup>2)</sup>, Worte, die in aller Schlichtheit ein ehrendes Zeugnis für den Verstorbenen bilden. Der Reformator, der 1564

1) Vgl. Johannes Jud, Misc. Tig. III, S. 22. Der ältere, Hans Jakob, wurde nachmals Pfarrer zu Wyach und Bassersdorf und starb 1592 mit Hinterlassung mehrerer Töchter, während der jüngere, Hans, „ein Stockfisch“, zuerst das Schmiede-, dann das Schusterhandwerk erlernte und schon 1583 im niederländischen Kriege umkam.

2) Bullinger, Diarium, herausgegeben von E. Egli, S. 85.

selbst an der Pest schwer erkrankt war und in Zeit von zwei Jahren durch sie die Gattin, mehrere Töchter und teure Freunde verloren und gerade Fabricius gegenüber seiner Betrübniß Ausdruck geliehen hatte, muss es aufs schmerzlichste empfunden haben, auch diesen seinen Schüler, der seine besondere Liebe und sein ganzes Vertrauen besessen hatte, vor sich sterben sehen und die schönen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt hatte, begraben zu müssen.

Noch am 6. September hatte Bullinger dem Landammann Bäl-di von Glarus Mitteilung gemacht von der Erkrankung des Fabricius und den Wunsch ausgesprochen, dass Gott ihn erhalten möge; „dann des manns tod vast schädlich; dann er ist verständig, dapfer, geleert und geschickt“, und nicht leicht wäre für ihn Ersatz zu finden<sup>1)</sup>. Noch deutlicher und treffender kennzeichnete Bäl-di den Verlust, den die bündnerische Kirche erlitten hatte, in einem Briefe an Bullinger vom 8. Oktober<sup>2)</sup>. Er schreibt, die Nachricht vom Tode des Fabricius habe ihm so leid getan, „gleich als wann er min eigner bruder gewesen; dann er ein gar glerter, frommer und weltwyser man gewesen. Ist der statt Chur gar übel an imm beschechen; dann nit ein jeder dahin fügt, ob er glich so gelehrt wäre, so er nit ouch ein weltkind und sich uff alle sättel und pferdt verstatt; ursachen, wyl erstlich der bischoff in der statt; zum andern, das einer das haupt in den Dryen Pünten (glich wie ir in Zürich) sin muß; zum dritten, das die Püntner das Veltlin haben und daryn sich die Jesuiten yngelassen, alda vil unruw stiften; zum letsten, das in Pünten im glouben zertheilt, und grüblet der Tüffel allenthalb an sy, am ersten im Oberen Punt von Ury här gan Dysenthis, am ander ort uß Meyland, gegen Pretigöw die keyserischen, unden uff die VII Ort, so in Sanganser land an sy stossend; zuletzt, das sy vil böser bestien in irem land haben, die stäts mit denen V Orten zu rath gond. Das alles darff ein predicant zu Chur fürsächen; dann gewiß so bedorfft ein predicant alda das ampt bischoff wol und trüwlich verseechen; sunst ist kein ruw in landen. Das hat der güt und fromm mann Herr Fabritius gethan“.

<sup>1)</sup> Stadtbibliothek Zürich, Simmlersammlung.

<sup>2)</sup> Staatsarchiv Zürich, E. II 355, 182; hier nach der Simmlersammlung mitgeteilt, auch bei Ferd. Meyer, a. a. O. III, S. 70 Anm. schon abgedruckt.

Den Schluss aber mag ein Epigramm bilden, das Fabricius auf sich selbst gedichtet hat:

„Invidiæ morsus et acerba spicula linguæ  
Vincere non valeo. Cætera victor eram.“<sup>1)</sup>

---

### Ambrosius Marti.

Über Ambrosius Marti, der in den Jahren 1552—1574 wiederholt das Amt eines Bürgermeisters der Stadt Cur bekleidete, ist wenig Näheres bekannt. Er scheint aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen zu sein, gelangte aber zu grossem Reichtum und Ansehen und vertrat wiederholt (1560 und 1561) den Gotteshausbund auf eidgenössischen Tagsatzungen. In religiösen Dingen zeigte er sich indifferent, war kein Gegner der Reformation, aber auch nicht ein entschiedener Anhänger, was sich schon darin zeigt, dass er seine Tochter mit einem Bruder des Dompropstes Andreas von Salis verheiratete. Die Hochzeit seines Sohnes mit einer Tochter Rudolfs von Salis im Juli 1562 wurde von ihm mit unerhörtem Aufwand begangen.

---

### Jean Jacques de Cambray.<sup>2)</sup>

Von Jean Jacques de Cambray, S<sup>r</sup> de Soulangy, der im Mai 1558 als Nachfolger des französischen Botschafters Louis de Salazar, S<sup>r</sup> d'Asnois, nach Cur gekommen war, schreibt Fabricius einen Monat später, es heisse, er sei ein Abt und hinke auf einem Bein. Gesehen hatte er selbst den Gesandten noch nicht, da sich dieser auf dem bischöflichen Hofe aufhielt. Diese Reden hatten insofern recht, als Cambray Kanonikus und Kanzler der Metropolitankirche und der Universität von Bourges war; ausserdem hatte er bis dahin die Stelle eines königlichen Rates und Berichterstatters über die eingereichten Bittschriften bekleidet. Trotz seiner Eigenschaft

---

<sup>1)</sup> Miscell. Tig. III, 403.

<sup>2)</sup> Vgl. Rott, Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons suisses etc. II, S. 117 f.

als katholischer Geistlicher richtete er aber schon kurz nach seiner Ankunft in Cur ein Schreiben an Bullinger und kam später auch zu Fabricius, wie wir gesehen haben, in freundschaftliche Beziehungen. Als Botschafter Frankreichs hatte er schon im Juni eine Werbung um drei Fähnlein vorzubringen, stiess aber auf Widerstand, da die Bündner ein besonderes Regiment bilden wollten; ausserdem wurden auch alte Forderungen aus dem Sienerkriege und wegen Soldrückständen geltend gemacht. Sein Hauptbestreben während der Dauer seiner Gesandtschaft ging dahin, die Bemühungen gewisser Parteiführer um ein Bündnis mit Venedig zu vereiteln; doch konnte er nicht hindern, dass Hercules von Salis in Chiavenna und sein Sohn Rudolf in den Dienst der Republik traten. Ausserdem suchte Cambray die bündnerischen Postverbindungen zu verbessern, hatte aber nicht besseren Erfolg als seine Vorgänger. Von dem Widerstand, den die Gemeinden solchen Bestrebungen entgegensetzten, ist ein Beispiel im ersten Band mitgeteilt worden.<sup>1)</sup> Sein brieflicher Verkehr mit Bullinger beschränkt sich fast durchwegs auf die Mitteilung politischer Nachrichten aus Frankreich und Italien, die ihm eben vermöge der französischen Post stets rasch zukamen. Seinen Sitz hatte er in Cur selbst aufgeschlagen, scheint ihn aber vom Herbst 1559 an nach Haldenstein verlegt zu haben. Mit seiner Entfernung aus Graubünden, im Juli 1560, wurde für mehrere Jahre die besondere Vertretung Frankreichs bei den Drei Bünden aufgehoben. In der Zwischenzeit bis zum Eintreffen Bellièvres waren die französischen Pensionäre Hauptmann Gregorius Karli von Hohenbalken und Christian Gredig von Cur mit der Vertretung Frankreichs betraut.

---

### Pomponne de Bellièvre.<sup>2)</sup>

Pomponne de Bellièvre, Sr. de Grignon, war 1529 geboren; er absolvierte seine Studien zu Toulouse und Padua und wurde darauf zum kgl. Rat beim savoiiischen Parlament, später zum Statthalter in Vermandois ernannt. Von den Königen Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. mit wichtigen Gesandtschaften nach

<sup>1)</sup> S. Band I, Nr. 286.

<sup>2)</sup> S. Rott, a. a. O. II, S. 119 ff.

der Schweiz, Deutschland, England, Polen und Italien betraut, leistete er der französischen Krone, unter anderm auch beim Frieden von Vervins, treffliche Dienste, die Heinrich IV. 1599 mit der Ernennung zum Kanzler von Frankreich belohnte. 1605 legte er diese Würde nieder und starb am 5. September 1607 zu Paris.

Bellièvre war schon 1560 und 1562 zu den Rechtstagen in Peterlingen abgeordnet worden, bevor ihn Karl IX. 1564 zum ausserordentlichen Gesandten in der Eidgenossenschaft (neben Nicolas de la Croix, Abt von Orbais) und gleichzeitig zum ordentlichen Gesandten bei den drei Bünden ernannte. Über seine Mission in Graubünden vom April 1564 bis Oktober 1565 ist schon oben bei Fabricius gesprochen worden. Es genügt also wohl, hier noch beizufügen, dass Bellièvre, nachdem er seine Aufgabe mit Erfolg durchgeführt hatte, 1566 zum ordentlichen Gesandten in der Eidgenossenschaft ernannt wurde und von Februar 1566 bis Januar 1571 diese Stelle bekleidete, auch später aber noch wiederholt (vom November 1572 bis März 1573 und im Sommer 1574) als ausserordentlicher Gesandter in die Eidgenossenschaft kam. Mit Bullinger ist er nicht nur von Cur, sondern auch später von Soloturn aus in Briefwechsel gestanden.

---

## Friedrich von Salis.

Von bündnerischen Staatsmännern treten in der Korrespondenz Bullingers besonders zwei hervor, Johannes Travers, dessen Briefe zum grösseren Teile schon im ersten Bande mitgeteilt worden sind, und sein Schwiegersohn Friedrich von Salis. Auch die Briefe, welche Bullinger an diese beiden gerichtet hat, sind durch ein günstiges Geschick noch grossenteils auf uns gekommen, so dass hier die gegenseitigen Beziehungen deutlicher als in andern Fällen sich verfolgen lassen.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Vgl. Zürcher Taschenbuch 1901, S. 116—153: Bullingers Beziehungen zur Familie Salis; ferner auch Salis, Die Familie von Salis, S. 55 ff.; à Porta, Hist. reform. eccl. Ræt. I, 1 S. 230.

Friedrich von Salis war 1512 als der dritte Sohn des Obersten und Podestà des Bergells, Rudolf von Salis, geboren, hatte in Basel studiert und war da durch Grynæus für die Reformation gewonnen worden. Er gehörte gleich seinem Schwiegervater zu den gebildetsten Bündnern seiner Zeit, sprach und schrieb vier Sprachen (Latein, Deutsch, Italienisch und Romanisch) und verstand auch das Griechische, dazu bekleidete er wie Travers hohe Ehrenämter und wurde namentlich für Gesandtschaften an fremde Höfe auserkoren. Aber gleichwohl erlangte er nie die hervorragende Geltung, wie sie Travers bis zu seinem Tod im ganzen Lande besass. Es mag dies seinen Grund zum Teil darin haben, dass sich die Verhältnisse in Bünden inzwischen geändert hatten; humanistische Bildung und staatsmännische Tüchtigkeit waren um die Mitte des Jahrhunderts nicht mehr so selten zu finden, wie ein Menschenalter vorher. Doch wirkten jedenfalls noch andere Ursachen mit. Salis war nicht eine so kraftvolle, imponierende Persönlichkeit wie Travers, sondern mehr ein feingebildeter Hofmann und konnte trotz seines Reichtums auch darum nicht so weit reichenden Einfluss gewinnen, weil er dem Bistum nicht so nahe stand wie Travers und stets offen die Reformation begünstigte, wo nicht Familienrücksichten seine Haltung bestimmten. Dadurch dass Salis sich in Samaden, der Heimat seiner Mutter, Anna von Misani, niederliess, ist er der Stammvater der ausgestorbenen Linie Salis-Samaden geworden.

Erst zu Anfang des Jahres 1557 machte Salis die persönliche Bekanntschaft Bullingers, nachdem er schon einige Monate vorher zum erstenmal sich schriftlich an ihn gewandt hatte. Den Anlass gab in beiden Fällen Johannes Travers von Salis <sup>1)</sup>, der einzige, damals etwa elfjährige Sohn Friedrichs aus seiner Ehe mit Ursina Travers. Der Knabe hatte bis dahin den Unterricht des Pfarrers von Pontresina, Andreas Jenatsch, genossen, und Salis brachte ihn jetzt zu besserer Ausbildung nach Zürich. Er suchte Bullinger auf und wusste ihn zu bestimmen, den Knaben zum Hausgenossen anzunehmen. Aus diesen Beziehungen entwickelte sich bald ein Verhältnis, das weit mehr als der Verkehr zwischen Bullinger und Travers den Charakter vertrauter Freundschaft annahm und ihn auch später behielt, als der Knabe schon längst nicht mehr

---

<sup>1)</sup> Über diesen Namen vgl. Bd. I, S. XX, Anm. 2.

in Bullingers Hause weilte. Ausser dem weit geringeren Altersunterschied mag dazu namentlich das liebenswürdige Wesen von Salis und seine ausgesprochen reformatorische Gesinnung beigetragen haben.

Der rege Briefwechsel, der zwischen den beiden Männern namentlich in den Jahren 1557—1560 geführt wurde, beschränkt sich aber keineswegs auf Erkundigungen und Berichte über das Ergehen des Sohnes, sondern zeichnet sich durch reichen Inhalt aus. So berichtete Salis im April 1557 über seine Tätigkeit als Mitglied einer Kommission, die im Veltlin einen Bundestagsbeschluss über freie Religionsübung zur Durchführung bringen sollte, und sandte Nachrichten aus Italien, wie solche in seinen Briefen fast stets zu finden sind, wogegen Bullinger hauptsächlich über Vorgänge in der Eidgenossenschaft, in Deutschland, Frankreich etc. und den Stand der Reformation Mitteilungen machte. Im August schrieb Salis mehrere Male aus Venedig und ebenso nach der Rückkehr über den Erfolg seiner Gesandtschaft. Er hatte inzwischen durch einen Besuch in Zürich (Ende Mai) sich persönlich von dem guten Befinden seines Sohnes überzeugt, über den Bullinger stets nur Lobendes melden konnte. Dies änderte sich aber bald, nachdem Salis Ende Februar 1558 wieder nach Zürich gekommen war und zwei Stiefbrüder, Hektor und Josua, mitgebracht hatte, von denen ersterer, kaum älter als sein Neffe, ebenfalls in Bullingers Haus, Josua dagegen bei dem Locarner Antonio Mario Besozzo Aufnahme fand. Bei diesem Zusammensein wurde zwischen den Freunden auch die von Fabricius angeregte Reformation des Curer Bistums erwogen, und Bullinger versprach, einen Plan zu ihrer Durchführung zu entwerfen, während Salis seine Hilfe für die Ausführung zusicherte. Schon kurz nach seiner Rückkehr mahnte er aber, von dem Beginnen abzustehen, das aussichtslos sei, weil eine von ihm nicht näher bezeichnete Persönlichkeit (wahrscheinlich der Bischof) ganz abgeneigt sei. Als wenige Jahre später ein ähnlicher Versuch gemacht wurde, scheint sich Salis, damals Kommissar von Chiavenna untätig verhalten zu haben, wohl mit Rücksicht auf seinen Schwiegervater, in welchem der Bischof den eifrigsten Beschützer fand.

Noch war Hektor von Salis kaum einige Wochen in Bullingers Haus, als dieser schon Klagen über ihn vorbringen musste und die

Befürchtung aussprach, dass auch Johannes durch ihn verdorben werde. Um nicht den mit Mühe gebändigten Knaben aus der Aufsicht entlassen und dann wieder von vorne beginnen zu müssen, wollte Bullinger im Frühjahr nichts von einer Badenfahrt hören. Statt sich aber zu fügen, sann Hektor darauf, wie er sich in anderer Weise entschädigen könnte, und verabredete mit seinem Bruder und Neffen, sowie einem dritten Bündnerknaben, sie wollten nach Cur gehen. Bullinger gegenüber wurde eine Einladung des Onkels Kaspar von Salis in Cur vorgeschützt, und als er sich erst noch selbst erkundigen wollte, machten sich die Knaben, ohne den Bescheid abzuwarten, auf den Weg und zeigten schriftlich ihre Entfernung an. Darüber war Bullinger sehr entrüstet. Er schrieb sofort an den Vater, beklagte sich über die Knaben und erklärte, da sie so von ihm weggegangen seien, möge es auch dabei bleiben. Friedrich von Salis befand sich gerade in Cur, im Begriffe mit seinem Bruder Kaspar eine längere Reise nach Ungarn anzutreten, wo ein dritter Bruder, Hauptmann in kaiserlichen Diensten, gestorben war. Er entschuldigte so gut als möglich seinen Sohn, sprach die Absicht aus, die Knaben über den Sommer ins Engadin zu schicken, und bat schon jetzt, sie später neuerdings aufzunehmen. Im gleichen Sinn schrieb er von Wien aus, wo er zurückgeblieben war, weil ihn die Strapazen der Reise nach Ungarn abschreckten. Er gab von dort aus wiederholt Bericht und konnte namentlich Günstiges über den Fortgang der Reformation in Wien melden.

Noch ehe Salis zurückkehrte, wandte sich sein Vater an Bullinger mit der Bitte, den Knaben zu verzeihen und sie wieder aufzunehmen. Der Reformator willigte ein, hätte aber gern gesehen, wenn Hektor und Johannes sich endlich eingefunden hätten; denn er hatte mit Rücksicht auf sie andere zurückgewiesen, um deren Aufnahme er gebeten worden war. Im November endlich brachte er Oheim, ebenfalls Friedrich von Salis geheissen, Hektor wieder nach Zürich zu Bullinger. Seinen eigenen Sohn dagegen sandte Salis nach Basel mit der Begründung, es sei für ihn besser, von Hektor getrennt zu werden; in Wirklichkeit scheint aber der Knabe, sei es aus Scham oder weil er verwöhnt war, sich gegen die Rückkehr in Bullingers Haus gesträubt zu haben. Nachträglich kamen diesem sogar kränkende Äusserungen zu Gehör, die Johannes getan haben sollte, man habe ihm nicht genug zu essen und trinken gegeben

Der Vater versicherte hoch und teuer das Gegenteil, und Bullinger legte der Sache weiter keinen Wert bei. Mit Hektor war er noch immer unzufrieden und klagte wiederholt, er habe nicht die Zeit, ihm die beständig nötige Aufsicht und Zurechtweisung zuteil werden zu lassen; man möge ihn deshalb von der Last befreien. Im Sommer 1559 wurde endlich dieser Wunsch erfüllt und Hektor bei Sebastian Guldibeck, dem Schulmeister an der Fraumünsterschule, untergebracht. Von da an werden die Knaben, namentlich Hektor und Josua, nur seltener mehr genannt; der Briefwechsel aber blieb noch längere Zeit ebenso reg, wie er bis anhin gewesen war.

Salis fand jetzt Gelegenheit, was er um seines Sohnes und Bruders willen dem Reformator schuldete, an dessen drittältestem Sohn Christoph abzutragen. Schon 1558, als der älteste Sohn Heinrich von Wien aus das venetianische Gebiet aufgesucht hatte und ohne Wissen des Vaters in Padua weilte, hatte Salis auf dessen Bitte sich um seine Rückkehr bemüht, ihm auch durch Geschäftsfreunde Geld zukommen lassen und ihn auf der Heimkehr in Samaden freundlich aufgenommen. Dann hatte im Sommer des Jahres, während Salis sich in Wien aufhielt, unvermutet Christoph Bullinger, der sich als Bäcker auf der Wanderschaft befand, ihn aufgesucht und, da er in Wien keine Arbeit fand, ihn um Empfehlungen nach Venedig gebeten. Dort erkrankte er aber und ersuchte nun, da er sich an den Vater nicht zu wenden wagte, Salis, ihm Geld vorzustrecken für die Auslagen, die er hatte machen müssen. Salis sandte das Gewünschte und machte dem Vater Mitteilung, der allerdings unwillig war über die grossen Ausgaben, welche ihm der Ungehorsam des Sohnes bereitete (er hatte ihm ausdrücklich verboten, Italien zu betreten). Christoph wandte sich nach Treviso, erkrankte aber neuerdings und kehrte zuletzt nach Venedig zurück. Nachdem Bullinger lange ohne jede Nachricht gewesen war, erhielt er endlich durch einen Brief aus Venedig Kunde von der üblen Lage seines Sohnes und bat neuerdings Salis um seine Hilfe, der jetzt als Kommissar in Chiavenna amtete und schon vorher sich wiederholt bemüht hatte, Christoph Briefe und Geld zukommen zu lassen. Ehe aber ein durch ihn nach Venedig gesandtes Schreiben dort anlangen konnte, brach der junge Mann, obwohl noch nicht vollständig genesen, auf und langte zu Ende des Jahres 1559 fiebernd und erschöpft in Chiavenna an, wo ihn Salis einige Tage pflegte, dann

mit Geld zur Weiterreise versah und durch einen Diener bis über den Septimer geleiten liess. In Cur nahm sich Fabricius seiner an und liess ihn die Reise erst fortsetzen, als ein zweiwöchiger Aufenthalt seine Kräfte gestärkt hatte. Die ausserordentlich hohen Auslagen, welche durch das anhaltende Missgeschick Christophs entstanden waren (allein für die Strecke von Bormio über Chiavenna und Cur nach Zürich machten sie gegen 300 Franken aus), trug Bullinger bei Salis und den übrigen Gläubigern aufs gewissenhafteste ab und bestand darauf, dass sogar Fabricius eine Entschädigung für die gewährte Gastfreundschaft annehme.

In der Folge wurde die Korrespondenz nicht mehr mit gleichem Eifer geführt; doch bestanden die freundschaftlichen Beziehungen bis zum Tode Friedrichs von Salis, der fast jedes Jahr noch ein paar Male schrieb. Bullinger liess ihn durch Fabricius regelmässig grüssen und bat diesen auch, aus seinen Briefen Mitteilungen zu machen, da er bei dem immer zunehmenden sonstigen Briefwechsel nur selten noch Zeit fand, selbst an Salis zu schreiben.

Im Oktober 1558 hatte sich Salis um das Amt des Vikars im Veltlin beworben, war aber unterlegen und dafür zum Kommissar der Grafschaft Chiavenna ernannt worden. Vor Antritt dieses Amtes bereiste er im folgenden Frühjahr als Mitglied der Rechnungskommission (Syndikus) die Untertanenlande und war bemüht, dafür zu sorgen, dass nach einem Bundestagsbeschluss den evangelischen Predigern überall ein Einkommen von 40 Kronen geschaffen werde. Erst im Mai nahm er seine Tätigkeit in Chiavenna auf und amtete bis zum Frühjahr 1561, wie er selbst später berichtet, zu grosser Zufriedenheit der Behörden und Untertanen. Auch in Chiavenna zeigte er sich als entschiedenen Freund der Reformation, indem er herumziehenden Predigermönchen entgegentrat. Ebenso widersetzte er sich im Februar 1561 im Bundestag, als die Veltliner Duldung einer Jesuitenschule verlangten. Hinsichtlich des gleichzeitigen Vorgehens gegen den Bischof bemerkt er, er habe seine Pflicht getan; aber seine Ratschläge seien (wohl bei Travers) nicht genehm gewesen. Von Chiavenna kehrte er im Frühjahr 1561 nach Samaden zurück und lebte da als Privatmann, soweit ihn nicht gelegentlich amtliche Funktionen abberiefen, so wenn er als Abgeordneter des Oberengadins die Bundestage zu

besuchen hatte oder wie 1563 neuerdings als Syndikus die italienischen Gebiete bereisen musste.

Als 1565 in seiner Heimat der Unwille über die Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich zu einer Volkserhebung führte, geriet Salis, der als einer der bedeutendsten Pensionäre bekannt war, in grosse Gefahr. Sein Haus wurde in seiner Abwesenheit durchsucht und der Gubernator des Veltlins, wo er sich gerade befand, aufgefordert, ihn zu verhaften. Salis begab sich nach Cur, entschuldigte da seine Landsleute vor den Eidgenossen und kehrte darauf ins Engadin zurück, wurde aber neuerdings verfolgt und entging kaum der Gefangennahme. Um sich vor Gericht zu stellen, kam er nach einiger Zeit wieder zurück und wurde jetzt, da die Gegner ausser der Annahme der Pension nichts gegen ihn vorbringen konnten, als Ehrenmann erklärt, aber der Pension wegen zu einer hohen Strafe, 1000 Goldgulden, samt den Gerichtskosten verurteilt und hatte sonst noch etwa 500 Gulden Schaden. Doch war er so reich, dass er den Verlust leicht verschmerzen konnte, und ausserdem stellte ein Bundestagsbeschluss im Juni Revision der Urteile des Strafgerichtes in Aussicht, die auch schliesslich erfolgte.

Als noch im gleichen Jahr nach dem Tod des Bischofs Thomas Planta ein Nachfolger gewählt werden sollte, bemühte sich die Familie Salis, dem Erzpriester Bartholomäus von Salis, der schon zweimal unterlegen war, zu der hohen Würde zu verhelfen, und fand den Beistand fast des ganzen Gotteshausbundes. Auch Friedrich von Salis trat für seinen Verwandten ein und wurde von ihm als Gesandter an den Reichstag nach Augsburg geschickt, um die kaiserliche Bestätigung zu erlangen; doch waren seine Bemühungen umsonst.<sup>1)</sup> Die Familie Salis, die schon beim Engadiner Aufruhr unter der bestehenden Missgunst hatte leiden müssen, erreichte ihr Ziel nicht und sollte noch dazu den Schaden ersetzen, der dem Bistum während der angemassten Regierung des Erzpriesters entstanden war. Salis wandte sich in dem darüber entstandenen neuen Streite mehrmals an Bullinger, um durch ihn auf die Zürcher Bürgermeister einzuwirken, da die Vermittlung der Eid-

---

<sup>1)</sup> Korrespondenzen Friedrichs von Salis mit dem Erzpriester finden sich in der Kantonsbibliothek Cur.

genossen angerufen worden war. Den Ausgang des Streites erlebte Friedrich von Salis nicht mehr. Er starb am 14. Juni 1570 mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, des einstigen Hausgenossen Bullingers, und zweier Töchter. Den letzten Gruss übermittelte der Nachfolger von Fabricius, Tobias Egli, indem er gleichzeitig den Verlust des unvergleichlichen Mannes um des Staates wie der Kirchen willen bedauerte.

---

### Rudolf von Salis.

Oberst Rudolf von Salis, der Vater Friedrichs, Podestà des Bergells, hatte seinen Sitz in Promontogno. Er scheint wie sein Sohn als ein treuer Anhänger der Reformation bekannt gewesen zu sein; denn er ist doch wohl mit jenem Rudolf Salis gemeint, den Bullinger am Schluss der Einleitung zu Vadians Epistola orthodoxa im Jahre 1539 mit Comander, Blasius, Baling und Gallicius durch Travers besonders grüssen liess.<sup>1)</sup> Ob ihn Bullinger persönlich oder nur dem Namen nach kannte, wissen wir nicht; doch ist letzteres wahrscheinlich, da weder er selbst noch sein Sohn in ihren Briefen persönliche Bekanntschaft voraussetzen. Die wenigen Briefe, die er an Bullinger richtete (es sind nicht alle erhalten), betreffen seine Söhne aus zweiter Ehe, Hektor und Josua, und lassen erkennen, dass ihm die deutsche Sprache nicht sehr geläufig war.

---

### Hieronymus Zanchius.<sup>2)</sup>

Hieronymus Zanchius wurde 1516 in Alzano im Gebiete von Bergamo geboren und trat mit 15 Jahren in den Orden der Augustiner Chorherren zu Bergamo. Im Kloster zu Lucca wurde er als Schüler von Petrus Martyr mit den Schriften der deutschen und schweizerischen Reformatoren bekannt, predigte öffentlich die Reformation und flüchtete sich 1551 aus Italien nach Chiavenna, dann nach Genf, wo er gleichzeitig einen Ruf nach England und nach

<sup>1)</sup> Vgl. Bd. I, S. 18 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Herzog Realencyklopädie für protest. Theologie etc. Bd. 17, S. 415 ff.

Strassburg erhielt. Er folgte letzterem und bekleidete in Strassburg die Stelle eines Professors des alten Testaments. Wegen seiner Anschauungen über den Antichrist und namentlich wegen der Prädestinationslehre von Marbach angefeindet, folgte er Ende 1563 einem Ruf nach Chiavenna als Nachfolger von Augustin Mainard. Wie dieser hatte auch Zanchius viel Anfechtung zu erdulden. Schon im ersten Jahre seiner Wirksamkeit in Chiavenna brach ein heftiger Streit zwischen ihm und seinem Kollegen Florillus aus, infolge dessen sich die Gemeinde in zwei Lager teilte. Fabricius berichtete Anfang Mai darüber, während Zanchius in gleichzeitigen Briefen vollständig davon schweigt. Durch Beza und Viret war ihm eine Stelle in Lyon (als Prediger der dortigen italienischen Gemeinde) angetragen worden; doch glaubte er dem Rufe jetzt, wo eben Chiavenna arg unter einer Pestepidemie litt, keine Folge geben zu dürfen, sondern wollte abwarten, bis die Seuche nachlasse, und dann seiner Gemeinde die für sie und für ihn selbst bestimmten Schreiben vorlegen und ihr die Entscheidung anheimgeben. Als die Pest aber statt nachzulassen, noch heftiger auftrat, verliess er die Stadt und zog sich auf einen Berg in der Nähe von Plurs zurück. An diesem Verhalten und noch mehr daran, dass Zanchius den Prediger von Plurs, einen Verwandten, der der Pest wegen aus seiner Gemeinde geflohen war, verteidigte, nahm Fabricius Anstoss und verfasste eine Schrift, an der Zanchius wenig Gefallen fand; doch wurde durch beiderseitiges Entgegenkommen weiterer Streit vermieden. In der Gemeinde von Chiavenna dagegen regten sich neuerdings heterodoxe Lehren. Im August 1565 musste Antonius Sutor aus Padua, der die Göttlichkeit Christi leugnete, exkommuniziert werden. Schlimmer aber noch war, dass der Streit mit dem Amtsbruder Florillus neu ausbrach und im Jahre 1567 dazu führte, dass Zanchius von der Gemeinde entlassen wurde, woran auch ein Entscheid der Synode nichts mehr ändern konnte. Er zog sich nun wieder nach Plurs zurück und folgte Anfangs 1568 einem Ruf nach Heidelberg, wo er bald der gefeiertste unter den Theologieprofessoren war und neben unzähligen Gutachten auch mehrere grössere theologische Werke verfasste. Als nach dem Tod Friedrichs III. die lutherische Lehre wieder in der Pfalz zur Geltung gelangte, fand Zanchius eine Anstellung an der von dem Pfalzgrafen Johann Casimir zu Neustadt an der Hardt gegründeten

Schule als Lehrer des Neuen Testaments. Einen neuen Ruf nach Heidelberg, als dort der Calvinismus wieder angenommen worden war, und ebenso nach Leyden und Antwerpen schlug er aus. 1583 machte er noch einmal eine Reise nach Chiavenna und starb am 19. November 1590 während eines Besuches in Heidelberg.

---

### Ulysses Martinengus.

Über Ulysses Martinengus, wahrscheinlich einen Bruder des Grafen Maximilianus Celsus Martinengus von Brescia, ist wenig bekannt. Er scheint sich nach den Briefen, die er selbst an Bullinger richtete, in Chiavenna aufgehalten zu haben als sehr geschätztes Mitglied der dortigen reformierten Gemeinde und war in den Jahren 1562 und 1563 eifrig bemüht, Nachrichten über die Sitzungen des Konzils zu beschaffen. Später lebte er mit seiner Mutter und Schwester in Sondrio im Veltlin.<sup>1)</sup>

---

### Ludwig Quadrio.

Von Ludwig Quadrio in Tirano ist ausser den zwei Briefen, die er 1560 an Bullinger richtete, nichts bekannt. Er war danach offenbar ein entschiedener Anhänger der Reformation, während die Veltliner dieses Namens sonst als getreue Söhne der alten Kirche erscheinen, so namentlich der Ritter Antonio Quadrio aus Ponte, der 1560 eine Jesuitenschule stiftete. Ludwig Quadrio hatte seinen Sohn, damit er Deutsch lerne und im evangelischen Glauben erzogen werde, nach Zürich geschickt und bei Professor Wolf untergebracht, empfahl ihn aber auch noch der Fürsorge Bullingers. So vorbereitet, hoffte er ihn später seine Studien in Italien vollenden lassen zu können.

---

<sup>1)</sup> Campell, Top. 426.

